



Yves Gorat
Stommel

Memo an mich – Venedig

**Memo an mich –
Venedig**

Yves Gorat Stommel

Danksagung

An Melanie, die meinte, ich könne ruhig auch mal ein paar Tage allein Urlaub machen

Impressum

Memo an mich – Venedig
© Yves Gorat Stommel
2023

Web:
www.yvesgoratstommel.com

Facebook: www.facebook.com/yvesgoratstommelautor

Email:
ygstommel@gmx.de

Postanschrift:
Kibbelstraße 14, 45127, Essen, Deutschland

Vorwort / Warnung

Die *Memo an mich* Reihe dokumentiert einige meiner persönlichen Reiseerlebnisse – solo, mit Freunden oder mit Familie. Ich bin kein Extremsportler, Weltensegler oder Schatzsucher. Ebenso wenig habe ich den Anspruch, Reiseführer im eigentlichen Sinne zu schreiben (dazu fehlen mir sowohl das Wissen als auch der Anspruch auf Vollständigkeit). Die *Memo an mich* Reihe ist daher als eine Art persönliches Tagebuch, als eine Erinnerung gedacht. Anfangs fand die Veröffentlichung dementsprechend allein unter dem Aspekt der Zugänglichkeit des Textes für den direkten Familien- und Bekanntenkreis statt. Natürlich sind andere Leser nichtsdestotrotz herzlich eingeladen, einen Blick hineinzuworfen. Wer weiß, vielleicht inspiriert der ein oder andere Text zur nächsten Reise?

Protagonisten

Nur „io“: Yves Gorat

Grundinfos: männlich, 44 Jahre alt

Urlaubsstärke: Hat begonnen, sein alterndes Gehirn von der Bürde des Abspeicherns von Erinnerungen zu befreien, indem er nun regelmäßig Reiseberichte schreibt

Urlaubsschwäche: Schafft sich durch die Verfassung von Reiseberichten einen gewissen Stress während des Urlaubs

4. Januar 2022: Sestiere Cannaregio

Nach einem wunderschönen Alpenüberflug – weiße Bergkuppen und eine Mixtur aus Wolken und Sonnenschein, soweit das Auge reicht – tauchen wir im Anflug auf den Flughafen Marco Polo in dichten Nebel ein. Bloß hin und wieder lässt sich die Lagune unter uns ausmachen, die in ihrer sumpfigen Natur mit Marschland und Algen nur begrenzt Urlaubsgefühle aufkommen lässt. In geringer Höhe überfliegen wir die Auto- und Zugbrücke zwischen Mestre auf dem Festland und den hundertsiebenundzwanzig Inseln, die Venedig ausmachen. Die Serenissima selbst zeigt sich jedoch nicht: Die Brücke verschwindet im Grau.



Der fünfundvierzig-minütige Transport mit dem Alilaguna Boot vom Flughafen bis nach Venedig verläuft vorschriftsmäßig durch eine mittels Holzpfeilern markierten Fahrrinne. Die Aussicht besteht anfangs hauptsächlich aus Wasser und kleinen, verlassen Inseln. Ein bisher zugegebenermaßen eher trister Eindruck – das Wetter trägt daran sicherlich die Hauptschuld. Erst als die Insel Murano in Sichtweite kommt, kehrt langsam ein wenig Farbe ein. Wir fahren zwischen der für seine Glasbläserkunst bekannten Insel und der kleineren, vollständig zu einem Friedhof umfunktionierten Insel San Michele hindurch. Nach einem kurzen Zwischenstopp an der Insel Murano steige ich an der Haltestelle Madonna dell’Orto aus.

Ich setze zum ersten Mal Fuß auf den „Boden“ Venedigs, dieser weltweit bekannten Touristenattraktion.

Und bin vollständig allein.

Leicht verwirrt wandere ich die ersten drei Straßen entlang, ohne auch nur einer einzigen Seele zu begegnen. Natürlich weiß ich, dass Januar absolute Nebensaison in Venedig ist. Dazu ist der nördlichste der sechs Bezirke (Sestieri) Venedigs, Cannaregio, von Touristen weniger stark frequentiert als zum Beispiel das Sestiere San Marco. Und schließlich hat die Pandemie den Tourismus weiterhin im Würgegriff. Nichtsdestotrotz wundern mich die leergelegten Straßen. Ist heute Feiertag? Nationaler Trauertag? Die Zombie-Apokalypse?



Vorbei an der Kirche (Chiesa) della Madonna dell'Orto erreiche ich kurz darauf den Kanal Madonna dell'Orto. Hier fallen mir zumindest vereinzelte Personen ins Auge. Unerwartet schnell entdecke ich eine Gondel, damit den ersten Punkt auf der Sightseeing-Liste abhakend. Allerdings schiebt der Gondolier sein Gefährt ohne begleitenden Gesang durch das trübe Wasser. Unter anderem die Gesichtsmaske dürfte ihn daran hindern. Denn in Italien gilt momentan auch in der Öffentlichkeit Maskenpflicht. Was bei mir als Brillenträger und Temperaturen um den Gefrierpunkt darin resultiert, dass ich fast andauernd beschlagene Gläser zu beklagen habe.

Meine Unterkunft, das *Grand Hotel Palazzo dei Dogi*, ist in dem altehrwürdigen Palazzo Rizzo-Patarol untergebracht. Erbaut im siebzehnten Jahrhundert, war es zwischenzeitlich als Kloster in Nutzung, später als Botschaft von Frankreich und Savoyen. Es scheint momentan sehr spärlich besucht zu sein. Zu meinem Vorteil, denn ich bekomme eine Räumlichkeit direkt am Kanal zugewiesen. Das Zimmer im ersten Stockwerk ist dem

Verlautbaren nach *venezianisch* eingerichtet, was sich in Brautönen, Steinboden, Fransenvorhängen und auf Murano fabrizierten Kronleuchtern äußert. Vielleicht nicht unbedingt hübsch, doch sicherlich atmosphärisch passend.



Lange hält es mich nicht auf dem Zimmer: Ich mache mich gleich an die erste Tour, auch wenn es bereits kurz vor vier ist. Eine gute Stunde Tageslicht bleibt mir noch.

Auf der Karte liegt die anvisierte Kirche Sant'Alvise am gleichen Kanal, ein wenig weiter westlich. Und dabei ereilt mich die erste Lehre: Der kürzeste Weg zwischen zwei Punkten in Venedig führt oft durch das Wasser. Die erwartete Brücke zur Überbrückung eines kleinen Seitenkanals existiert nicht.

Also mache ich mich an einen Umweg, durch unter anderem eine enge Straße, die ich erst aus nächster Nähe entdeckte. Im Laufe des Urlaubs werde ich noch öfter durch ähnlich schmale, wie Canyons wirkende Gassen meinen Weg suchen müssen. Wenn man nicht weiß, dass sie da sind, fallen sie einem kaum ins Auge.

In der Kirche kaufe ich mir den Chorus-Pass, der mir für zwölf Euro Zutritt zu zwölf Kirchen gewährt. Sant'Alvise wartet dabei mit vollständiger Ruhe (ich bin der einzige Besucher) und einer beeindruckenden, perspektivisch bemalten Decke auf.

Nun geht es nach Süden, womit ich das ehemalige Judenviertel erreiche. Unter anderem lerne ich, dass der Begriff *Ghetto* seinen Ursprung in Venedig hatte. Denn in diesem Viertel waren einst die Eisengießer (*Getto*) tätig. Später diente der Ort zur Absonderung der Juden von der restlichen Bevölkerung – der Rest ist dunkelste Geschichte. Die heute hier herumtobenden Kinder geben dem Platz zumindest teilweise eine gewisse Leichtigkeit zurück.



Über den Platz (*Campo*) del *Ghetto Nuovo* geht es weiter nach Süden, bis ich den etwas belebteren *Canale di Cannaregio* erreiche. Entlang einer Reihe imposanter Villen und Gebäude schlendere ich zuerst nach Westen bis zur *Ponte del Tre Archi*, um etwas später in die *Rio Terà Lista di Spagna* einzubiegen. Das Wort *Rio* verweist dabei darauf, dass dies einst ein Kanal war, der vor etwa anderthalb Jahrhunderten aufgefüllt und zur Touristenmeile transformiert wurde. Eine irgendwie faszinierende Vorstellung, dass zwischen den Häuserreihen einst das Wasser floss. Nicht nur der Ausblick von den Fenstern der Prachtbauten hat sich damit stark gewandelt, sondern mit Sicherheit auch deren Nutzung.

Nach einem kurzen Blick auf den Bahnhof kehre ich um und bleibe kurz darauf erneut am *Campo San Geremia* hängen, an der die massive *Chiesa del Santi Geremia e Lucia* und im rechten Winkel dazu der *Palazzo Labia* stehen (beide um diese Zeit geschlossen). Erstaunlich, wie viel ungenutzten Platz die Stadt sich trotz des allgemeinen Bodenmangels an einigen Stellen leistet.

Über die Brücke (Ponte) delle Guglie geht es weiter die Einkaufsstraße Rio Terà Lista di Spagna entlang. Eigentlich wollte ich zu einem bei Google Maps angepriesenen veganen Restaurant, muss nun aber feststellen, dass dieses in Realität nicht mehr existiert. Dieses Problem wird mir noch einige Male begegnen. Erstaunlich, dass gerade in einer Besucherhochburg das Internet öfters out-of-date zu sein scheint.



Die alternativ angesteuerte *Osteria dei Sapori* befindet sich in einer langgezogenen Kurve der Einkaufsstraße, so dass ich von meinem Fensterplatz aus einen ausgezeichneten Blick auf die Flaniermeile habe. Wein, dann Pizza (erster Gang) und schließlich Fisch (zweiter Gang), dazu ein Buch. So lobe ich mir den Einstieg in den Urlaub.

Nebenan befindet sich ein Souvenirladen. Kurz nach sechs Uhr beobachte ich, wie der dem Aussehen nach chinesische Besitzer seine in chinesischer Schrift für chinesische Besucher beschriftete made-in-China-Ware wieder einräumt. Globalisierung ist schon eine merkwürdige Erscheinung.

Ich schlendere noch ein wenig weiter die Touristenmeile entlang, bis ich den wunderbaren Platz vor der Chiesa della Maddalena erreiche. Ein gewundener Kanal, ein ruhiger Platz, herrschaftliche Gebäude und diese klotzige Kirche. Eine Rückkehr bei Tageslicht wird der mentalen To-Do-Liste hinzugefügt.

Es geht zurück in Richtung Norden, in Richtung Hotel. Auf der Ponte del'Anconeta halte ich kurz an und schwenke den Blick von der hell beleuchteten Rio Terà de la Maddalena auf den schmalen Kanal rechts von

mir. Dort herrscht vollständige Dunkelheit. Eine beklemmenden Enge mit kleinen Booten.

Ähnliche Anblicke werden mir in den nächsten Nächten regelmäßig auffallen: Teilweise hell beleuchtete Hauptstraßen, welche geheimnisvolle und dunkle Kanäle überspannen oder in der Schwärze fast unsichtbare Seitenstraßen kreuzen. Licht und Schatten, nur Zentimeter voneinander entfernt. Kein Wunder, dass Venedig für so vielen Krimis die Bühne gibt.



Zurück im Hotel sortiere ich mich für den nächsten Tag – ein strammes Programm steht an – und setze mich dann mit einem Buch in die schöne Hotelbar.

5. Januar 2022: Sestiere San Marco

Das Frühstück in der großen Eingangshalle des Hotels nehme ich in entspannter Einsamkeit zu mir. Voll umsorgt durch den ansonsten unbeschäftigten Servierer.



Heute sollte es eigentlich regnen, doch als ich gestärkt auf die verlassenere Straße trete, belassen die Wolken es noch bei einer trockenen Drohung. Ich halte mich östlich entlang des Rio di S. Alvise, bis ich auf die Kirche Madonna dell'Orto treffe. Eigentlich soll sie noch geschlossen sein, doch die Tür ist nur angelehnt. Ein späher Blick hinein offenbart ein im Dunkeln liegendes Kirchenschiff. Da komme ich besser später nochmal wieder.

Über mehrere Brücken und Ecken erreiche ich den Campo San Marziale, an der sich neben der namensgebenden Kirche auch die Farmacia Ponci befindet. Venedigs älteste Apotheke überzeugt mit originalem Dekor aus dem siebzehnten Jahrhundert.



Langsam nähere ich mich dem Sestiere San Marco. Und auch, wenn ich erst eine halbe Stunde unterwegs bin, mache ich mich auf die Suche nach einer Toilette. Das Frühstück erhöht den Druck. Saft, Tee, Kaffee und so ... Doch die aufgesuchten öffentlichen WCs sind noch geschlossen, so dass ich schließlich mit leichtem Gelbstich in den Augen ein Hotel betrete – welches mich netterweise aufnimmt. An dieser Stelle daher lieben Dank an *Hotel Concordia!*

Übrigens: Nicht nur an öffentlichen Toiletten fehlt es in Venedig. Auch Mülleimer sind Mangelware.



Dem Besuch des Markusdom steht nun nichts mehr im Weg – mal abgesehen von der Wasserlache auf dem Markusplatz. Tatsächlich beginnt ein erhöhter Holzweg bereits vor dem Tor durch den Uhrenturm und entfaltet seine volle Ausdehnung auf dem Markusplatz selbst. Einigermaßen trockenen Fußes kann der Tourist so die größere Wasserlache überqueren, die unter anderem aus dem eigentlichen Abfluss zu stammen scheint. Statt Wasser aufzunehmen, fungiert dieser momentan wie ein kleiner Brunnen. Offensichtlich ist gerade Flut.

Auch zwischen Markusplatz und Dom steht das Wasser. Die nassen Füße teile ich mir mit etwa zwei Dutzend anderen Touristen, die wie ich auf die Öffnung des Sakralbaus (9:30 Uhr) warten. Die zehn Minuten reichen perfekt, um mich in die Geschichte des Sakralbaus einzulesen.

So lerne ich, dass der reich geschmückte, von draußen vor allem in blassblau und weiß gehaltener Bau für die aus Konstantinopel entwendeten Gebeine des heiligen Markus erbaut wurde. Allerdings wurden vermutlich zu keinem Zeitpunkt die wirklichen sterblichen Überreste des Apostels hier aufbewahrt. Darüber hinaus fielen die hochstaplerischen Knochen einem späteren Brand zum Opfer. Nur um dann magischerweise wieder aufzutauchen. Das Volk glaubt, was es glauben möchte ...



Vorbei an den durch Wind und Wetter (und regelmäßigen Überflutungen) angefressenen Säulen geht es hinein in das vermutlich bekannteste venezianische Bauwerk. Auch wenn kunsthistorisch vor allem die Mosaiken an den Wänden von Relevanz sind, interessiere ich mich eher für die schwungvollen Bodenmuster. In Summe ist das Bauwerk ohne Frage beeindruckend, aber schon um kurz vor zehn morgens bin ich – allein aufgrund des Weges durch die Stadt hierher – bereits architektonisch überlastet.

Zurück an der frischen Luft laufe ich quer über den offenen Markusplatz zum Correr-Museum. Allerdings macht dieses – abweichend zur Aussage meines Reiseführers – nicht um zehn, sondern um elf Uhr auf. Januar ...

Dann also erstmal auf den Markusturm, den historischen Glockenturm (Campanile). Wobei auch dieser gewissermaßen eine Mogelpackung ist. Denn der heutige romanische Bau ist nicht das Original. 1902 war der Turm in sich zusammengestürzt. Das schadet dem Ausblick von der wiederaufgebauten Variante auf die Lagunenstadt aber in keiner Weise. Vor allem die Sicht in Richtung Süden ist wunderschön: Die Basilika Santa Maria della Salute, die Kirche S. Giorgia Maggiore und die jeweils dazugehörigen Inseln zeichnen sich gegen die dahinter hier und da durchbrechende Sonne ab.



Anschließend geht es südlich am Markusdom und dem Dogenpalast vorbei zur Mole, an der Dutzende Gondeln treiben. Wasser spritzt über das Pflaster. Obwohl der Fußweg über die Jahre gleich mehrere Male erhöht wurde. Dies zeigt sich unter anderem daran, dass die Säulenbasen des Dogenpalasts tief im Boden stecken und nicht länger sichtbar sind.

An dieser Stelle ein paar Worte zur Bauweise der Stadt: Die mehr als hundert Inseln Venedigs sind größtenteils Sandbänke, doch auch ton- und kieshaltige Sedimente spielen eine Rolle. Die Gebäude stehen sinnvollerweise auf den Inseln, in der Regel auf knapp einen Meter tief eingegrabenen Mauern. Bloß die am Kanal stehende Front ruht auf Holzpfählen. Brücken greifen logischerweise noch stärker auf die zylindrischen Träger zurück. In den meisten Fällen sind die Pflöcke nur etwa fünfzehn Zentimeter im Durchmesser, allerdings grob drei Meter lang. Zwischen den Stämmen wird jeweils etwa ein halber Meter Abstand gelassen. Solange sich das Holz durchgängig unter Wasser befindet, ist es sehr lange haltbar. Auf dieser Basis werden dann verschiedene Steinschichten aufgebracht.



Eine Kombination aus Grundwasserabpumpen (Folge: Absacken der Lagune), ausgeschachteten Fahrkanälen (Folge: größerer Tidengang und mehr Wasseraustausch mit negativen Folgen für die Holzpfähle), Klimawandel (Folge: Meeresspiegelanstieg), und höherem Süßwasserverbrauch (Folge: geringerer Salzgehalt in der Stadt und Angriff der Holzträger) bedroht zunehmend die Stadt. Einerseits aufgrund geringerer Haltbarkeit der Substanz, andererseits aufgrund häufiger Überschwemmungen.

Am Dogenpalast kaufe ich mir den Museumspass (fünfunddreißig Euro für zehn Museen), außerdem noch ein Ticket für eine zusätzliche Führung, die *Itinerarii Segreti*, die mich ab 12:45 Uhr durch die „geheimen“ Wege des Palastes führen soll.

Doch zuerst geht es auf den Innenhof des Prunkbaus, welches von 792 bis 1792 – also fast tausend Jahre lang – in Summe Hundertzwanzig Dogen und einem gigantischen Regierungs-, Justiziar- und Verwaltungsapparat beherbergt hat. Erst Napoleon machte dem Spaß (und der Unabhängigkeit) ein Ende.

Die Dogen (ein aus dem Latein abgeleiteter Begriff für *Anführer*) waren zeitweise de facto Alleinherrscher. Die sich nicht selten bei Herrschern einschleichenden dynastischen Handlungsweisen führten in späteren Jahrhunderten zur Etablierung von Kontrollorganen.

Übrigens wird *Doge* auf Englisch so ausgesprochen, wie meine Kinder dies aus unerklärlicher Weise seit einigen Jahren für das englische Wort *Hund* tun (*Dog*, bei ihnen ausgesprochen als *Doezj*).



Ich wandere ein wenig umher, bewundere die berühmte *Scala dei Giganti* (monumentale Freilufttreppe) und dahinter die in eine Ecke verbannte Skulptur des ersten Schutzheiligen der Stadt: dem heiligen Theodorus. Dass sowohl Dom und Platz nach dem heiligen Markus benannt sind, verdeutlicht, dass dieser später die Schutzfunktion übernahm. Über die etwaige Reaktion von Theodorus auf seine Verdrängung ist nichts bekannt.

Der erste Stock mit dem Wohngemächern scheint momentan nur im Rahmen einer Sonderausstellung zugänglich zu sein. Ich finde mich daher nach dem Erklimmen der reich mit Gold verzierten Goldenen Treppe (*Scala d'oro*) im zweiten Geschoss wieder, wo ich dem Touristenstrom durch die verschiedensten Kammern und Zimmer folge. Faszinieren tun mich aus irgendeinem Grund vor allem die offenen Kamine, die in einer Spielart dekadenter Verschwendung dem Feuer ausgesetzte Reliefs haben bzw. hatten. Gerade mittig hat der regelmäßige Wechsel aus Heiß und Kalt zur Zerstörung der Steinmetzarbeiten geführt.



Schon schnell leide ich unter Tintoretto- und Veronese-Overkill. Trotz weiterer Arbeiten dieser Maler zwingt der Sala Maggior Consiglio einen förmlich, sich erschlagen hinzusetzen und die Pracht zu genießen. Ein einfaches, schnelles Durchqueren, fühlt sich falsch an. Fünfundzwanzig mal vierundfünfzig Meter groß, ohne stützende Zwischenelemente, fasste er den knapp zweitausend Mann zählenden Rat der Serenissima. Und eine Flut an Gemälden. Am Kopfende prangt das monumentale Paradiesbild von Tintoretto, mit zweiundzwanzig mal sieben Meter das größte Leinwand-Ölgemälde der Welt. Um die fünfhundert Figuren wurden abgebildet. Ich stelle es mir als ziemlich herausfordernd vor, seiner Fantasie überhaupt derart viele unterschiedliche Gesichter abzuverlangen.



Nach der Überquerung der Seufzerbrücke (anscheinend erinnert der Name an den Seufzer, den frisch Verurteilte ausstießen, wenn sie mittels der vollständig eingefassten Brücke den Kanal zwischen Dogenpalast und Gefängnis überquerten) schaue ich mir eine Abfolge von kargen Zellen an. Anscheinend war das klotzige Gebäude des sogenannten *Neuen Gefängnis* der erste rein für das Einsperren von Verbrechern konstruierte Komplex weltweit. Tatsächlich fällt mir erst jetzt auf, dass mittelalterliche Verliese in der Regel in Burgen und Festungen verortet waren. Auch der Dogenpalast verfügt über eine Reihe von Zellen. Somit lebten Verbrecher und die höchsten Würdenträger zu gewissen Epochen gemeinsam unter einem Dach. Allerdings mit leicht unterschiedlicher Innenausstattung.

Genau rechtzeitig finde ich mich am Startpunkt des geführten Rundgangs ein. Die Touristenführerin testet das Level der Prüderie ihres Publikums, indem sie erzählt, dass die Venezianer ihre Stadt oft mit der jungfräulichen Maria verglichen, da sie – zumindest bis zur Einnahme von Venedig durch Napoleon – nie erobert wurde. Sie war dementsprechend *unangetastet*. Hier pausiert die Mittfünfzigerin kurz. Ich schaue in die Runde in der Erwartung, dass gleich jemand *Like a virgin* von Madonna summt. Und werde enttäuscht.



Auch wenn die nun genommenen Wege nicht wirklich *geheim* waren oder sind, sind sie auf jeden Fall nicht geeignet für größere Touristengruppen. Einst eher für die Angestellten gedacht, führen die schmalen Treppen und Gänge kreuz und quer durch den Palast.

Langsam arbeiten wir uns in die Höhe und passieren dabei immer wieder Zellen. Artig der Reihe nach werfen wir alle einen kurzen Blick in die meistens mit Holz verkleideten und fensterlosen Verliese. Die meisten von uns schauen unkommentiert. Aber leider nicht alle. So arbeitet eine Mittouristin direkt vor mir anscheinend hart daran, eine neue physikalische Einheit einzuführen: die *Mandela-Zelle* (ein *MZ* entspricht in etwa vier Quadratmeter). Auch wenn sie mir mit ihrem regelmäßigen und indignierten „This is bigger than Mandela’s cell“ ziemlich auf den Keks geht, lerne ich so im Laufe der Tour, dass Casanovas Zelle nur *etwas* größer als Mandelas war. Ersterer beansprucht darüber hinaus einen dominanten Zeitanteil der Führung. Was insofern Sinn macht, dass es keinen wirklichen Link zwischen Nelson Mandela und Venedig gibt ...

Wir bekommen dafür die beiden Zellen Casanovas zu sehen (beziehungswise deren Nachbau). Aus der zweiten ist er mit Hilfe eines weiteren Eingesperrten (eines Mönchs) entkommen. Wir wandeln auf seinen Spuren, dabei unter anderem weitere Sitzungssäle besuchend. Viele Sitzungssäle ... Angesichts der bereits vorhin besuchten Räumlichkeiten habe ich längst den Überblick zu den verschiedenen Gremien verloren. Es

entsteht der Eindruck, dass das damalige Venedig dem heutigen multinational agierenden Großkonzern nicht ganz unähnlich war. Immer, wenn etwas in die Hose ging – zum Beispiel durch Machtmissbrauch –, wurde ein weiteres Entscheidungsorgan erfunden, welches zwar oft nur zeitweise agieren sollte, am Ende jedoch dauerhaft im Einsatz blieb. Dabei wurden zu venezianischen Zeiten Würdenträger nur auf wenige Monate gewählt. Einer der wenigen Ausnahmen war der Doge selbst: Er bekam die Stelle auf Lebenszeit. Das war vermutlich der Hauptgrund dafür, dass er typischerweise in einem Alter zwischen fünfundsiebzig und fünfundachtzig Jahren gewählt wurde.

Auf das ehemals größte Gremium des Stadtstaates schauen wir kurz darauf herab: Wir befinden uns im Dachstuhl des Palasts, direkt oberhalb dem gigantischen Sala del Maggior Consiglio. Hier erfahren wir nun auch, wie ein derart großer Saal ohne Zwischenstützen errichtet werden konnte: Die Decke ist abgehangen. Ein Wirrwarr an Balken und Metallteilen breitet sich vor uns aus. Hier und da dringt durch eine kleine Lücke ein Lichtschimmer aus dem unter uns liegenden Prunksaal zu uns vor. Einst durch die Schiffbauer der Stadt erbaut, gleicht die Struktur tatsächlich einem umgedrehten Kiel.



Zeit für eine Pause. Dazu suche ich das in den südlichen Arkaden seit über dreihundert Jahren ansässige (und damit älteste venezianische) *Café Florian*

auf. 13,50 Euro für eine (sehr kleine) heiße Schokolade kostet mich der Spaß. Dafür sitze ich aber nicht nur in einem kitschigen gold-gelb-roten Samt- und Tapetenumfeld, sondern tatsächlich in den geheiligten Hallen, in denen unter anderem Balzac sich einst aufhielt. Passend dazu ziehe ich mein Buch hervor: *Erinnerungen zweier junger Ehefrauen* aus *Die menschliche Komödie* des Autors. Zufrieden lese ich eine Viertelstunde, dabei die Atmosphäre genießend. Nur der blecherne Klang der Lautsprecher beeinträchtigt das Erlebnis leicht.

Eigentlich wollte ich heute in das *Correr Museum*, um mich geschichtlich auf den Rest des Kurzurlaubs vorzubereiten. Mich in Spontanität ü bend, entscheide ich mich dann aber doch für den Stadtrundgang durch das Sestiere San Marco.



Entlang der Mole geht es tief in das historische Zentrum hinein. Gleich zwei Barock-Kirchen „laufen“ mir über den Weg: die nur begrenzt interessante San Moisè und die beeindruckendere Santa Maria del Giglio. Letztere hat einen Peter Paul Rubens im Angebot. Beide Bauwerke weisen ein großes, breites Mittelschiff und nur angedeutete Seitenschiffe auf.

Unterwegs komme ich noch an einem Chanel-Laden vorbei, vor dem eine längere Schlange steht als vor dem Markusdom. Prioritäten.

Vom einen zum nächsten schönen Platz, über Brücken, durch kleine Straßen und entlang breiter Einkaufsmeilen erreiche ich die San Stefano Kirche, dessen stark geneigten Turm ich schon ein paar Mal über den Dächern erblickt habe.



In der Kirche selbst ergibt sich leider kein Blick auf den schrägen Bau. Etwas enttäuscht streife ich umher – und werde dann doch noch überrascht. Oft sind es die kleinen Dinge, die die Aufmerksamkeit auf sich ziehen: Hier ist es ein Krippenspiel aus Glas. Nichts für zuhause, ohne Frage kitschig – und doch irgendwie faszinierend.

Ein paar enge Gassen bringen mich zu einem Hinterhof, an dem auch der Eingang zum *Palazzo Contarini del Bovolo* liegt. Das Gebäude ist nicht nur bekannt für die hier lebende Adelsfamilie, die in Summe acht Dogen hervorbrachte, sondern vor allem aufgrund des *Il Bovolo*: das Schneckenhaus. Ein offenes und kunstvoll verziertes Treppenhaus über fünf Stockwerke. Ich entscheide mich gegen den überbeuerten Aufstieg und genieße bloß den Anblick. Es wäre nicht das erste Mal gewesen, dass ich ein kostspieliges Ticket erstehe, um dann festzustellen, dass der eigentlich schönere Anblick von dem gegenüber stehenden architektonischen Schandmal aus gegeben ist. Lieber der Ausblick vom Wohnzimmerfenster auf den Kölner Dom als der Ausblick vom Kölner Dom auf ein Arbeiterschließfachbau der siebziger Jahre.



Noch ist die heutige Besichtigungsliste nicht abgearbeitet, doch ich alter Mann muss leider schon wieder für kleine Jungs. Und da das *Museum Fortuny* unerwarteterweise geschlossen hat, suche ich nun das nächste Trinkloch auf. Das Etablissement *Enoteca Al Volto* ist wirklich eher Kaschemme als Restaurant, riecht nach schon vor längerer Zeit aus dem Leben geschiedenem Fisch und mutet nur begrenzt reinlich an. Aber es hat ein Klo. Bevor ich dieses aufsuchen kann, muss ich mich aber vor der Serviererin rechtfertigen. Was ich denn wolle, fragt sie eher unfreundlich. Auf Gäste legt man hier anscheinend nur wenig Wert.

„Wein?“, sag-frag ich.

„Warte“, meint sie, worauf ich ihr erstmal einige Minuten beim entspannten Polieren von Besteck zuschauen darf. Irgendwann erbarmt sich dann ihre Kollegin meiner und kredenzt mir einen Malbec.

Langsam setzt die Dämmerung ein. Ich gehe eine Weile am Canal Grande entlang in Richtung Rialto-Brücke. Dabei komme ich auch an der Banco Italia vorbei, die in dem ehemaligen Palast des letzten Dogen Ludovico Manin untergebracht ist. In solchen Momenten hinterfrage ich typischerweise meine

Entscheidung, Ingenieur geworden zu sein. Unsere Büros sind leider nie in solchen historischen Prunkgebäuden, mitten in den Metropolen dieser Welt.

Die Rialto-Brücke, Gegenstand von unzähligen Fotos, erinnert mich an die Ponte Vecchio in Florenz, da beide mit Läden bebaut wurden. Auf beiden Seiten seit vierhundert Jahren durch jeweils sechstausend Eichenpfähle gestützt, ist die Rialto-Brücke eine der Hauptattraktionen der Stadt. Damit ist der Ort ein guter Gradmesser des momentanen Besucherstandes der Stadt. Statt Ellenbogen und Wartezeit kann ich einfach entspannt drüber hinweg schlendern; ich teile mir das Wahrzeichen bloß mit etwa zwei Dutzend Touristen.

Auf der anderen Seite angekommen, befinde ich mich am Schnittpunkt des einstigen internationalen Warenverkehrs. Hinter mir liegt das *Fondaco dei Tedeschi*, die damalige Handelsniederlassung der deutschen Kaufleute. Rechts das *Palazzo dei Camerlenghi*, wo die Steuer- und Finanzbehörde seit Jahrhunderten ansässig ist. Vor mir die *Ruga dei Oresi*, einst der Ort der Goldschmiede. Dahinter liegen in den Seitenstraßen die verschiedensten Märkte. Dorthin zieht es mich nun – und ich wundere mich angesichts des eher verlassen und heruntergekommenen Charakters der Gegend. Allerdings mag ersteres auch an der fortgeschrittenen Tageszeit liegen. Die höhlenartige Fischhalle ist verlassen und der Markt ist bis auf einen einzelnen Stand verlassen.



Über die Rialto-Brücke geht es zurück nach San Marco – wo ich mich treiben lasse. Als es Zeit für ein frühes Abendessen wird, entdecke ich erfreut die *Trattoria da Bruno*. Da es seit Wochen im Haushalt Stommel kaum eine Viertelstunde gibt, zu der nicht *We don't talk about Bruno* aus dem neuesten

Disney-Zeichentrickfilm *Encanto* gesungen wird, fällt die Wahl leicht. Leider hat das Lokal noch geschlossen.

Unweit, ein Stück weiter die Salizada S. Lio entlang, stoße ich auf das *Ristorante Marco Polo*, welches mit seinem schicken, aber warmen Interieur eine genauso gute Option zu sein scheint. Ich bin der erste Gast und werde es bis kurz vor meinem Abzug anderthalb Stunden später auch bleiben.

Kleine Holztische mit Kerzen, Myriaden an Schwarzweißfotos an der Wand und Weinflaschen überall. Zufrieden ziehe ich mein Buch hervor und warte auf Wein und Brot.

Ich bestelle den Fisch. Tatsächlich wird mir dann auch das ganze Tier gebracht. Der Servierer hält kurz vor meinem Tisch an und fragt, ob ich ihn so möchte, oder ob er das Fleisch für mich von Haut und Gräten befreien soll. Wie für ein Kleinkind.

„Klar!“, antworte ich, ohne zu zögern.

Also dreht er um und bring etwas später den zerlegten Fisch, dazu Gemüse und frittierte Kartoffeln.

Das Buch lege ich zur Seite und genieße die angenehme Atmosphäre. Dabei realisiere ich, dass bisher in keinem einzigen Etablissement italienische Musik gespielt wurde. Auch hier kommt vor allem englische Ware zum Einsatz. Gerade erklingen die ersten Takte von *I do it for you* von Bryan Adams. Ich muss an sein Konzert im *The Wharf* in Orange Beach, Alabama, denken, bei dem wir erstaunlicherweise fast jeden seiner Songs kannten. Kurz darauf folgt eine Bossa Nova Version von *Learn to Fly*, interpretiert durch Ituana. An dieser Stelle wird mir nochmal klar, dass die Handy-Anwendung *Shazam*, mit der gespielte Songs erkannt werden, zu einer meiner absoluten Lieblings-Apps gehört. Ich lehne mich zurück und höre mir die Neuinterpretation an. Das ursprünglich von The Foo Fighters komponierte Lied bekommt so einen ganz anderen Touch. Erst letzte Woche habe ich *Der Storyteller* von Dave Grohl, dem Begründer und Sänger von The Foo Fighters gelesen. Unterhaltsam, auch wenn viele Informationen fehlen – gerade zu Personen wie Kurt Cobain und Courtney Love.



Jetzt allerdings, widme ich mich wieder Balzac, um meinem Magen etwas Zeit zum Aufräumen zu gönnen, bevor das Tiramisu verzögert eintreffen soll.

Bei *Erinnerungen zweier junger Ehefrauen* fällt mir wieder auf, dass die Schriftsteller es im neunzehnten Jahrhundert perfekt verstanden haben, die passive Aggressivität im Austausch der höheren Schichten darzustellen. In jedem zweiten Satz der sehr höflichen und herzlichen Austausche findet sich eine versteckte Beleidigung. Das gilt für einige der Werke von Balzac, Dostojewski oder auch Maupassant, die ich trotz heutigem literarischen Überangebot nach wie vor gerne lese.

Gutes Essen, die richtige Atmosphäre, Musik, Wein und ein Buch. Da kommt richtige Zufriedenheit auf. Dementsprechend tiefenentspannt schlendere ich durch das nächtliche Venedig zurück zum Hotel. Hinter mir nähert sich eine Sirene. Ein Auto kann es kaum sein und tatsächlich schippert kurz darauf ein Polizeiboot vorbei. Eigentlich ist die Lagunenstadt wie Italien (ja, ich weiß, sie ist Teil von Italien), allerdings ohne Scooter, Autos und Abgase. Dafür gibt es hin und wieder muffige Lagunenluft. Eine leicht in der Realität verschobener Ort.



6. Januar 2022: Sestieri Cannaregio, San Polo, Santa Croce

Nach einem sehr entspannten Frühstück (aber einer beschissenen Nacht) ist mein erster Stopp auch heute die Kirche Madonna dell'Orto. Um kurz nach zehn sollte sie nun auch für Touristen geöffnet sein – ist sie aber nicht. Eine Messe wird gefeiert. Solcherlei Erfahrungen werden sich durch den Rest des Vormittags ziehen, denn heute ist Heilige Drei Könige.



Das Wohnhaus von Tintoretto, zumindest das, in welchem er die letzten Jahre seines Lebens verbrachte, ist nur wenige Minuten entfernt. Ein schöner venezianischer Bau, in dessen rechten unteren Ecke einer der hier vier beheimateten Steinmohren den Besucher begrüßt. Dementsprechend heißt der benachbarte Platz auch Campo dei Mori. Die unterschiedlichsten Legenden ranken sich um die Steinfiguren, vermutlich gehen sie jedoch auf den hier einst ansässigen Kaufhof arabischer Händler zurück.



Ich folge eine Weile der Rio della Sensa in Richtung Westen, um dann die Rio Terà Farsetti nach Süden zu schlendern. Über einige Seitenstraßen kreuzte ich immer wieder die Rio Terà de la Maddalena, eine der Hauptshoppingmeilen. Dabei ist mein Ziel der bereits vorgestern Abend durch Zufall besuchte Campo de la Maddalena. Ein gebogener Kanal, eine klotzige Kirche, ein malerischer Platz und ein paar herrschaftliche Häuser bilden die bestechende Gesamtkomposition. Als Tüpfelchen auf dem i hängt Wäsche über die Kanalgeländer, das Ganze zu einer filmreifen Kulisse verwandelnd.



Erneut geht es über die Rialto-Brücke, um den heute anstehenden Rundgang durch das Sestiere San Polo zu beginnen. Über die Ruga Vecchia S. Giovanni soll ich eigentlich die Kirche di San Giovanni Elemosinario betreten können. Doch auch hier wird gerade die Messe gelesen. Ein kleiner Abstecher führt mich zum Campo di San Silvestro, wo – wie sollte es sonst auch sein – eben die Messe mittels lauten Glockenschlägen verkündet. Statt Innenansicht gibt es Tinnitus.



Ohne an dieser Stelle die weiteren Kirchen aufzuzählen, die ich in den nächsten etwa anderthalb Stunden zwar *aufsuchen* aber nicht *besuchen* kann, hier einfach bloß der Hinweis, dass die Heiligen Drei Könige für Gotteshausbesichtigungen nicht zu empfehlen ist.

Um Punkt zwölf stehe ich vor der noch verschlossenen Tür zum *Museo Goldini*. Hier wurde vor über dreihundert Jahren Carlo Goldini geboren, ein berühmter Dichter und Librettist. Zugegebenermaßen sagt mir der Name nicht viel (= nichts), allerdings interessiert mich auch weniger die ihm gewidmete Ausstellung. Mein Ziel ist vielmehr die Besichtigung des gotischen Palazzo.



Der Innenhof mit Bootlandeplatz, Brunnen und Steintreppe ist (für mich) das eigentliche Highlight. Im Museum selbst kann mich bloß das historische Puppentheater aus dem achtzehnten Jahrhundert vom schnellen Durchmarsch abhalten. Die kunstvoll gestalteten Marionetten (keine Handpuppen) kamen damals in privaten Puppentheatern wohlhabender Familien zum Einsatz. Quasi das Fernsehen von vor zweihundertfünfzig Jahren.

Kurz darauf passiere ich gleich mehrere bombastische Gebäude, unter anderem die riesige Friari Kirche (laufende Messe), die Kirche di San Rocco (laufende Messe) und die Scuola Grande di San Rocco. Letztere beherbergt heutzutage ein Museum (daher keine laufende Messe) und ist geöffnet. Da ich mittlerweile kaum noch ein Auge für Ölgemälde habe, spare ich mir den Besuch. Ähnliches gilt für die Scuola Grande di San Giovanni Evangelista: Obwohl der dazugehörige Hof eine der bisher schönsten ist, stehle ich mich, ohne das Museum zu betreten, davon.



Damit ist der Rundgang durch San Polo beendet, und die nächste Brücke führt mich hinein in das urige Sestiere Santa Croce.

Als ich über einen der vielen zwischen Wohngebäude eingepferchten Innenplätze schlendere, halte ich kurz inne und drehe mich im Kreis. Überall begegnen mir freiliegende Backsteine, abblätternde Farbe und Moos. Hier, in Italien, wirkt das *romantisch* und *pittoresk*. Wäre ich dagegen in einem Dritte Welt Land, so würde ich die Atmosphäre vermutlich als *ärmlich* und *heruntergekommen* beschreiben. Schon interessant, wie der Kopf eine tragende Rolle bei der Wahrnehmung spielt. Ganz ähnlich verhält es sich mit zerrissenen Jeans: Am Obdachlosen ist dies ein trauriger Anblick, am Wohlhabenden ein modisches Statement.



Der Platz San Giacomo Dall'Orio ist wunderbar unförmig und wird hauptsächlich von Tauben und fußballspielenden Jungs bevölkert. Die dazugehörige mittelalterliche Kirche wartet mit Stille und einer Holzdecke auf. Im Viertel Santa Croce fühlt sich Venedig nicht wie Venedig an, sondern eher wie eine Kleinstadt irgendwo im Hinterland von Italien.

Langsam bin ich wieder bereit für historischen Input und ich suche das aus dem frühen dreizehnten Jahrhundert stammenden *Fondaco dei Turchi* auf, in dem sich heute das *Naturhistorische Museum* befindet. Das Schöne an Museums- und Chorus Pass ist, dass man einfach mal kurz „reinschauen“ kann. Somit ergibt sich weder die Überlegung, ob der Besuch das Geld wert ist, noch stellt sich das schlechte Gewissen ein, wenn man nur fünf Minuten bleibt.

Bei diesem Museum bleibe ich jedoch deutlich länger als fünf Minuten. Denn es handelt sich um eine wirklich ausgezeichnet präsentierte Sammlung. Jeder Saal ist anders gestaltet, doch ausnahmslos beeindruckend. Hochmodern, stilvoll, abwechselnd und ohne Informations-Overload – für mich sowieso, da alles auf Italienisch ist und ich somit nur wenig lese.



Gleich zu Anfang bleibe ich bei den Trilobiten hängen. Diese den heutigen Asseln nicht unähnlichen Tierchen fand ich in ihrer Artenvielfalt schon immer beeindruckend. Ich kann mich noch gut daran erinnern, wie ich im *Houston Museum for National Science* begeistert vor den aus dem Stein geätzten Tierfossilien stand. Tatsächlich habe ich sogar online nachgeschaut, ob man Exemplare erwerben kann. Anscheinend gibt es einen florierenden Markt nicht nur originaler, sondern vor allem unechter Fossilien.

Randnotiz: Während des gleichen Museums-Besuchs in Houston musste ich überrascht feststellen, dass mein damals zehnjähriger Sohn doch nicht an einer konsequenten Lernresistenz litt. Er betrat den Saal mit Dinosaurier-Skeletten, entdeckte aus etwa zwanzig Metern Entfernung, quer durch den Saal, einen Schädel und meinte:

„Schau, ein Dennamenhabichvergessen-Saurus.“

„Sicher!“, meinte ich spöttisch. Von solch einem Saurier hatte ich noch nie gehört. Außerdem traute ich ihm keine Urechsen-Kompetenz zu.

„Doch, wirklich“, beharrte er. „Der hat vor etwa hundertfünfundzwanzig Millionen Jahren gelebt und ernährte sich hauptsächlich von blauen, siebenbeinigen Käfern.“ (oder so ähnlich)

Also marschierte ich quer durch den Raum und las das Schild.

Mein Sohn trat neben mich und meinte. „Siehste?“

Schon faszinierend, wie gut Kinder lernen können. Wenn sie denn wollen.

Zurück zum hiesigen Museum: Es geht weiter durch mehrere wie Jagdzimmer eingerichtete Räume mit Tiertrophäen, eine *Wunderkammer* (eher Gruselkabinett), sowie einer ganzen Reihe weiterer Ausstellungen mit ausgestopften Tieren. Eine willkommene Ablenkung von Architektur, Kunst und Kanälen.



Mental erfrischt setze ich meinen Weg durch das Stadtviertel fort – und stehe bei einer weiteren Kirche vor verschlossenen Türen. Dieses Mal ist es die San Stae, die jedoch keine Messe hält, sondern sich einer Renovierung unterzieht.

Somit geht es direkt weiter zum *Palazzo Mocenigo*. Das beherrschende Thema des Hauses ist Mode, mich interessiert aber – wie schon beim *Museo Goldini* – eher der Palast. Und auch dieser ist beeindruckend. Mal auf Mal begeistert mich der gefühlte Widerspruch riesiger, ausladender und reich geschmückter Räume, hinter deren Fenster es senkrecht auf Kanäle geht. Draußen kein Zentimeter verschenkt, innen dagegen verschwenderischer Platz.



Auf zum nächsten Highlight, das *Ca' Pesaro*, ein riesiger Barockbau am Canal Grande, in dem heute die *Galleria Internazionale d'arte Moderna* untergebracht ist.

Allein das Erdgeschoss mit einem riesigen Saal, der direkt auf den Kanal führt, ist der Besuch wert. Und auch die direkt neben dem Atrium präsentierte kleine Ausstellung zu Papierkonstrukten ist unterhaltsam. Im ersten Stock präsentiert sich dann der eigentliche Hauptgang: eine wirklich bestechende Ausstellung der Modernen. Rodin, van Stuck, Klimt, Munch, Wildt ... immer nur Einzelstücke, diese aber geschickt in Szene gesetzt. Von Aldolfo Wildt gibt es eine größere Selektion. Einige seiner Werke sind leicht verstörend, zum Beispiel die *Maria dà luce ai pargoli cristiani*, auf dem die Mutter Jesu dürr und kränklich dargestellt ist.



Gestern nicht geschafft, heute erneut auf der To-Do-Liste: das *Correr Museum*. Einige absichtlich genommenen kleinere Umwege führen mich unter anderem über den sehr schönen Campo Santa Maria Mater Domini zurück nach San Marco.

Bevor ich dann aber endlich durch das Museum schweife, beschließe ich, mich noch kurz in das Museumscafé zu setzen. Denn die Preise sind wirklich human und die Aussicht ist grandios: Der gesamte Markusplatz liegt mir zu Füßen. Ein Bellini soll mir das Menschenschauen versüßen; er wurde anscheinend mal in Venedig erfunden.

Im Vergleich zum Alkohol enttäuscht das Museum. Denn die historische Ausstellung zur Stadt ist momentan nicht zugänglich. Zwar bieten das archäologische Museum und eine Sonderausstellung zu einem der Dogen ausreichend Beschäftigung, aber deswegen bin ich eigentlich nicht gekommen. Als kleinen Trost gibt es einen Rundgang durch die Gemächer, die einst Sissi bewohnt hat; damals, während der zweiten Periode der österreichischen Herrschaft über die Lagunenstadt.



Der Hunger meldet sich. Meine Schritte führen mich zurück nach Nordwesten, während ich in der einsetzenden Dämmerung regelmäßig Fotos mache. Dabei habe ich – wie schon an den letzten beiden Tagen – immer mit der latenten Angst zu kämpfen, mir rutscht das Handy aus der Hand und direkt in einen Kanal hinein. Das wäre in mehrfacher Hinsicht höchst ungünstig – unter anderem befindet sich der Green Pass (Corona-Pass) darauf. Ohne diesen komme ich nirgendwo mehr rein.



Nur zwei Kanäle entfernt vom Hotel suche ich das bereits gestern entdeckte *Sullaluna* auf – ein veganes Bistro in Bibliothek-Decór. Ich bekomme den letzten Tisch und genieße „Croutons“ (vor Öl tiefende, krosse Brote) und eine vegane Sacher-Torte.

Während des Abendessens sucht mich eine Bettelarmbandverkäuferin auf. Erstaunlicherweise ist sie erst die dritte von mir wahrgenommene Person, die entweder über Betteln oder Straßenverkauf versucht, Geld einzunehmen. Tatsächlich bestätigt eine schnelle Internetsuche, dass Venedig seit 2018 mit Strafen gegen das Betteln vorgeht. Wie genau das funktioniert (wie etwas nehmen von jemandem, der nichts hat?), ist mir allerdings unklar.

7. Januar 2022: Torcello, Burano, Murano

Es wird von Tag zu Tag sonniger und kälter. Ein richtig *knackiger* Morgen erwartet mich.

An der Fondamente Nove Haltestelle des Wasserbusses (Vaporetto) möchte ich mein vor etwa einer Woche online gekauftes Dreitageticket ziehen. Dabei stelle ich fest, dass ich ein Siebentageticket gekauft habe. Erschreckend, dass mein Hirn doch immer öfter versagt. Erst gestern habe ich gelesen, dass Demenz in Deutschland massiv auf dem Vormarsch ist.

Oder war das vorgestern?

Der nächste Wasserbus kommt erst in zwanzig Minuten und so drehe ich eine Runde durch die Wohngegend, die unter anderem mit dem beeindruckenden Campo dei Gesuiti aufwartet.



Zurück am Pier stelle ich begeistert fest, dass hinter den verschiedenen Inseln die Alpen sichtbar sind: Schneebedeckte Gipfel zeichnen sich hinter den Gebäuden auf den Inseln vor uns ab.

Geschickt wirft der Schipper des Vaporetto das Seil in mehreren Schleifen um den Poller. Nach nur einer Minute sind wir unterwegs.

Der erste Halt ist Murano, um dann in Richtung Norden kurz vor Burano an mehreren kleinen und heute nur noch von Ruinen bevölkerten Inselchen vorbeizufahren. Dann rückt der beängstigend schräg stehende Campanile von San Martino Vescovo ins Blickfeld. Den schaue ich mir erst später an –

auf Burano setze ich zum jetzigen Zeitpunkt ausschließlich Fuß, um den Vaporetto zu wechseln.

Das nun bestiegene, kleinere Boot fungiert wie eine Fähre zwischen Burano und Torcello, welches nur fünf Minuten entfernt liegt.

Bei der nahen Insel scheint es sich im Wesentlichen bloß um ein mit Schilf bewachsenes Marschland zu handeln – allerdings mit einem fehl am Platz scheinenden, massiven Gottesbaukomplex.



An dem Steg angelandet, folge ich dem ins Innere der Insel führenden Kanal. Frost macht das Pflaster rutschig. Rechts und links gibt es so gut wie nichts außer Marschland, Feldern und (vermuteten) Obstplantagen.

In Summe dürfte ich eine Handvoll Häuser passiert haben, als ich am Ende des Kanals auf eine Ansammlung von nochmal so vielen Gebäude treffe. Im Jahre 2022 nennt bloß zwei Dutzend Menschen Torcello ihre Heimat.

Und doch sind da die riesige Kirche Santa Maria Assunta, die kleinere Schiesa di Santa Fosca und natürlich der Campanile. Außerdem noch zwei ehemalige Palazzi, in denen sich heute das Museum eingenistet hat.

Warum solch Größenwahn bei minimaler Einwohneranzahl?

Ganz einfach: Torcello blickt auf eine bewegte Geschichte zurück. Vor etwa tausend Jahren bevölkerten bis zu 20.000 Menschen die Insel. Tatsächlich war es wohl die erste Laguneninsel, die nach dem Fall des Weströmischen Reichs besiedelt wurde. Damals kam das Festland zunehmend unter Beschuss. Somit war Torcello einige Zeit lang sogar ein wichtigeres Handelszentrum als das nahe Venedig. Neben der Pest sorgte schließlich die zunehmende Versumpfung – und damit die zunehmend schwierige Erreichbarkeit – für den Wegzug der Menschen. Schon zum Ende des

achtzehnten Jahrhunderts lag die Bevölkerungszahl nur noch bei wenigen Hundert.



Von den anderen Gebäuden – unter anderem mehrere Kirchen und Klöster – ist leider nichts mehr erhalten. Unter anderem deswegen, weil die Venezianer ihrer Zeit voraus waren und reges Recycling von Baumaterial betrieben.

Dennoch versuche ich – nach einem kurzen Besuch des Museums – auf den Spuren der Vergangenheit zu wandeln. Über schmale Landbrücken zwischen den Kanälen und Teilinseln arbeite ich mich erst nach Osten und dann nach Süden vor. Es findet sich keinerlei Spur von (vor-)mittelalterlichen Bauten. Bloß angeschwemmtes Holz und ein gesicherter Bereich, hinter dem sich ein privat besessenes Grundstück befindet.

Ähnlich ergeht es mir bei beim explorativen Spaziergang von der Kirche aus in Richtung Süden. Mein Vorstellungsvermögen stößt schnell an seine Grenzen, als es versucht, sich eine mittelalterliche Stadt in dieser Einöde herbeizuphantasieren. Bloß die von überall sichtbare Kirche, die so merkwürdig aus der Sumpflandschaft aufsteht, erinnert einen immer wieder an das einst so rege und dann verstummte Leben.

Faszinierend.

Mittlerweile ist es zwölf Uhr – mit etwas Glück ist die Kirche nun für Besucher geöffnet. Denn vor etwa anderthalb Stunden fehlte noch Personal. Zu viele Krankheitsfälle wegen Corona.

Ich habe Glück und betrete die auf den ersten Blick wie eine industrielle Halle wirkende Kirche, die vor allem für ihre Mosaike berühmt ist. Abgesehen davon relativ schmucklos, ist sie erstaunlich hell und ist in drei Längsschiffe (das Querschiff fehlt) gegliedert. Vermutlich konnte der Monumentalbau nur deswegen dem Schicksal der restlichen Architektur von Torcello entgehen, weil erst relativ spät (1689) der Bischofssitz von hier nach Murano verlegt wurde.



Nach der Besichtigung der Reste des vor der Kirche befindlichen Baptisteriums wird mir bestätigt, dass es noch unklar ist, ob der Campanile heute noch geöffnet werden kann.

Macht nichts – ich komme eines Tages gerne wieder.

Ich wandere den Kanal zum Hafen entlang und schaue nochmal hinter mich. Schon wirklich beeindruckend, was für Energie Menschen freisetzen, wenn sie nicht länger innerhalb eines existierenden Systems (in diesem Fall die Stadt Altinum, heute Altino, auf dem Festland) gegeneinander kämpfen müssen, sondern auf noch unerschlossenem Gebiet frei walten können. In kürzester Zeit entsteht dann oft Beeindruckendes.

Ich setze nach Burano über. Wie Torcello wurde die Insel ab dem sechsten Jahrhundert von flüchtenden Festlandbewohnern bevölkert. Wo Torcello heute ländlich, vereinsamt und melancholisch wirkt, scheint Burano

geradewegs verspielt. Fast alle meistens zwei- bis dreistöckigen Häuser sind bunt angemalt. Ein fröhlicher Anblick, der außerdem den Eindruck vermittelt, hier sei alles gut in Schuss. Im Gegensatz zu Venedig, wo run-down Chic das Motto zu sein scheint. Was ein wenig Farbe doch ausmacht.



Die etwa viertausend Einwohner zählende Insel ist berühmt für seine Spitze. Dessen Herstellung ist ein Handwerk, was hier wohl einst als Zeitvertrieb aufgenommen wurde, sich dann aber weiterentwickelte und zur Industrie mauserte. Seit der ersten (achtzehnte Jahrhundert) und zweiten (um 1900) Blütezeit hat die wirtschaftliche Relevanz der dekorativen Garngebilde jedoch stark nachgelassen.

Ich umrunde die Insel fast vollständig, bevor ich mich in das Zentrum begeben. Ein unerwartet großer Platz erlaubt uneingeschränkte Sicht auf die Kirche und den dahinter aufragenden, schräg stehenden Campanile. Die designierte Fallschneise wurde sinnvollerweise mit einem Sportplatz belegt – ich glaube kaum, dass hier noch ein Wohnhaus zu verkaufen gewesen wäre.



Das Museum widmet sich – wenig überraschend – der Spitze und ist in einer ehemaligen Schule / Manufaktur untergebracht. Während der etwa halben Stunde Besuchszeit befinde ich mich allein in dem Gebäude. Auch wenn ich keinen echten Zugang zu dem Handwerk finde, kann ich, wie der Niederländer sagen würde, „het wel waarderen“ (die damit verbundene Arbeit anerkennen).

An den verschiedenen Kanälen entlang und unter Nutzung der Seitengassen lässt sich die gesamte Insel recht schnell ablaufen. Sogar über die Brücke zur Nachbarinsel Mazzorbo mache ich noch einen Abstecher – doch hier scheint es wenig Sehenswertes für den Touristen zu geben. Auch wenn die Insel, ähnlich wie Torcello, einst eine Handelsmacht war, bevor der Niedergang einsetzte und kaum Spuren der glorreichen Vergangenheit blieben. Passenderweise gibt es hier einen großen Friedhof.

Murano, die letzte heute von mir besuchte Insel, hat keine Spitze zu bieten, glänzt aber mit seiner Glasbläserkunst. Wie an den Myriaden an Glasgeschäften unschwer zu erkennen ist.

Ein zusammenhängendes, stimmiges Stadtbild, suche ich hier vergebens. Funktionsbauten wechseln mit Palazzi, Kirchen und Industrie ab.



Ich gönne mir einen Kaffee, mache einen kleinen Abstecher in die Kirche di San Pietro Martire mit Kunst von Bellini (nicht das Getränk, sondern der Künstler). Und natürlich von Tintoretto. Letzterer läuft einem hier aber auch wirklich überall über den Weg! Da muss ich doch mal nachschauen, wie viel der Mann gemalt hat. Kurze Antwort: viel. Lange Antwort: Er soll mindestens 235 Gemälde angefertigt haben. Produktiv.

Auch wenn die Kirche ähnlich groß und ähnlich aufgebaut ist wie die Kirche auf Torcello, wirkt diese hier viel kleiner und dunkler. Vermutlich nicht zuletzt, weil sie deutlich stärker geschmückt ist.

Coronabedingt ist die Reihenfolge der Ausstellungsräume des Glasmuseums etwas verquer. Die historische Entwicklung des Kunsthandwerks ist sprunghaft und asynchron.

Ähnlich wie bei der Spitze fällt bei mir die Glasbläserkunst unter „alles was geht, wird der Mensch irgendwann auch machen“. Das Handwerk ist sicherlich beeindruckend, wurde aber nicht durch die Murano-er (Muranos? Muranoer?) erfunden, sondern bloß weiterentwickelt. Eigentliches *Claim to Fame* war dann auch nicht die Glasbläserkunst an sich, sondern die Erfindung von farblosem, transparentem Glas durch den Einheimischen Angelo Barovier im fünfzehnten Jahrhundert.

Wenn man sich die im Museum an vielen Stellen angebotenen edukativen Videos so anschaut, fragt man sich, wie viel Müll eigentlich bei der Lehre und dem späteren Herstellen der Kunstwerke generiert wurde. Recycling der farbigen Abfälle scheint kaum möglich.



Mit einem kleinen Vaporetto geht es noch auf eine kleine Fahrt durch die Kanäle der Insel, bevor die Rückfahrt zurück nach Venedig ansteht.

Nach einem kurzem Zwischenstopp im Hotel folgt ein Fußmarsch gen Süden in den Stadtbezirk Dorsoduro und konkret dem Campo Santa Margherita.

Im Restaurant *Osteria Alla Bifora* bin ich trotz des mit Buch verbrachten Abendessens nicht die einzige asoziale Person: Eine vierköpfige Familie schafft es sogar anzustoßen, ohne vom jeweiligen Handy aufzusehen.

Ich bin derweil wieder bei Balzac, wo die beiden Hauptcharaktere sich gedanklich darüber austauschen, dass alles, was sie denken und sich mitteilen, banal, weil schon von vielen gedacht und empfunden ist. Das mag sein. Der damit verbundene Vorteil ist allerdings, dass diese Gedanken somit umso stimmiger sein dürften. So wie auch viele bei dem *Erlebnis Venedig* seit Jahrhunderten die gleichen Empfindungen haben dürften. Da reihe ich mich gerne ein. Nur weil etwas nicht neu ist, ist es nicht automatisch schlecht.



Um die Ecke liegt der *Venice Jazz Club*, bei dem ich schon vorgestern eine Reservierung erwirkt habe. Ich bestelle gleich zwei Drinks (minimal vorgeschriebener Konsum), damit ich während des ersten Sets nicht nachordern muss. Gut geplant, denn so kann ich voll und ganz der Musik von vor allem Miles Davis und Duke Ellington lauschen. Die drei Musiker beeindrucken – ebenso der Zuhörer links vor mir, der konsequent neben dem Takt mit dem Kopf nickt. Alle paar Sekunden liegt er damit natürlich trotzdem richtig.

Nach einer Stunde Spielzeit folgt eine kurze Pause, bevor der zweite Set anläuft. Ich habe mich inzwischen umgesetzt und schaue frontal auf den Bass-Spieler, dessen Mimik eine Attraktion für sich ist. So wie meine Mutter früher den Gameboy immer wild zur Seite kippte, um Mario in die richtige Richtung springen zu lassen, so zeigt sich im Gesicht des Musikers jeder Griff am Bass. Ein niedriger Ton, ein langgezogener Ton – seine Gesichtsmuskulatur spielt mit.



Was für ein schöner Abend! Ich kann richtiggehend merken, wie sich mein Puls beruhigt. Da frage ich mich ernsthaft, ob ich zukünftige Urlaube nicht einfach nur mit Abendessen, Wein, Lesen und Live-Musik planen sollte.

Aber ich muss meine Begeisterung ob diesen gefühlt hoch introspektiven Einfalls leider etwas eingrenzen. Denn ich erinnere mich an ein Learning aus Hartmut Rosas Buch *Unverfügbar*, welches mir meine Schwester Noelle zu Weihnachten geschenkt hat: Demnach fehlt allem Planbaren der Reiz des Unerwarteten; die Qualität der Überraschung.

Gegen elf Uhr, die Musiker haben sich unter die Gäste gemischt, trete ich in die kühle Nacht hinaus. Um diese Zeit wird es langsam eng mit der Verfügbarkeit von Vaporetti. Aber mittlerweile kenne ich mich ganz gut aus und eile wie Pacman durch das Labyrinth an Gassen.

8. Januar 2022: Lido, Sestiere Dorsoduro

Heute möchte ich es etwas entspannter angehen lassen – mal sehen, ob sich das mit meiner Natur vereinbaren lässt.

Verhältnismäßig spät mache ich mich auf den Weg. Ohne auf die Karte zu schauen – so langsam bin ich anscheinend tatsächlich im Urlaubsmodus angekommen.

Um diese Uhrzeit gibt es mehr Möwen als Menschen auf den Straßen. Und bei den Menschen hat jeder Dritte einen Handkarren dabei. Damit wird nicht nur jegliche Handelsware vom Kanal zum Ziel gebracht, sondern auch der Müll abtransportiert. Um die vielen Brücken zu überqueren, sind die Karren mit einem Satz großer und einem Satz kleiner Räder ausgestattet. Gekonnt nehmen die Transporteure die Hindernisse.



Das *Ca' d'Oro* ist mein erstes heutiges Ziel. Ein, wenn nicht sogar *das* Paradebeispiel venezianischer Hochgotik. Trotz mehrfachen Umbaus. Die letzte Umgestaltung erfolgte Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts, mit dem Ziel, die ehemalige Prunk und Pracht wieder herzustellen.

Und das hat funktioniert.

Beim Betreten des Erdgeschosses – einer Kombination aus Säulensaal und offener Hof mit Treppenaufgang – fühlt man sich wie in einen historischen Film versetzt. Mosaik schmücken den Boden, Säulen überall und ganz vorne

der Gran Canal. Dazu darf ich diesen Anblick auch noch ganz allein genießen. Nur mühsam reiße ich mich schließlich los, um das darüber liegende Museum zu besuchen.



Die übersichtliche Ausstellung erlaubt einen entspannten, nicht überfordernden Besuch, der sowohl im ersten als auch zweiten Stock jeweils durch einen kurzen Austritt auf die Balkone (Loggia) unterbrochen wird. Dort erwarten den Besucher majestätische Ausblicke auf den Kanal, auditorisch begleitet durch das Kabbeln vom Wasser an Häusern und Booten.



Mit der Vaporetto Linie 1 schippere ich den Kanal entlang nach Süden und schließlich nach Osten zum Lido. Die Bedeutung der langgezogenen Nehrung liegt zuallererst in der Abschirmung der Lagune von der Adria. Die offenen Stellen wurden vor wenigen Jahren mit der Flutschleuse MOSE versehen, um Venedig zukünftig vor allzu starkem Hochwasser zu schützen.

Neben der Schutzfunktion hat der Lido noch weitere Qualitäten. So war er lange Zeit das primäre Freizeitziel der Venezianer. Gerade um die Jahrhundertwende (1900) war die Insel *das* boomende Touristenmekka für die oberen Schichten. Seitdem hat der Glanz zwar ein wenig gelitten, aber ein Tagestrip ist der Lido allemal wert.

Nach der fast einstündigen Bootsfahrt orientiere ich mich erstmal nach Norden. An der Uferpromenade entlang wandernd, erreiche ich nach etwa zwanzig Minuten den Aeroporto Nicelli. einer dieser Überbleibsel besserer Tage. Aus heutiger Sicht ein sehr kleiner Flughafen, der darüber hinaus etwa zweieinhalb Dekaden lang zunehmend verfiel und erst 1990 wieder reanimiert wurde. Auf mich macht er noch heute einen sehr entspannten, wenn nicht sogar verschlafenen Eindruck.

Er ist nämlich geschlossen.



Ich drücke mir die Nase an den Fenstern platt, um einen Eindruck von dem Innern der Abflughalle und des Restaurants zu bekommen. Bauhausstil. Nüchtern, aber vornehm.

Am Ende setze ich mich noch eine Weile auf die Terrasse des (geschlossenen) Restaurants, um dann in Richtung Südwesten weiterzuziehen.



Vorbei am Friedhof und einem gesperrten Areal voller verlassener Gebäude (vermutlich ein ehemaliges Krankenhaus), die ich mir überaus gerne im Rahmen eines gepflegten Urban Exploring anschauen würde, erreiche ich den Strand, der auch heute noch (wenn auch nicht im Januar) die Horden anzieht. Eine breite Sandfront, mit einer genau so breit angelegten Infrastruktur (Schirme, Häuschen, Hotels), liegt sowohl unter strahlender Sonne als auch im Winterschlaf.

Nach einer entspannten halben Stunde am Meer laufe ich die Granviale Santa Maria Elisabetta entlang, um beim *Café Garbisa* eine Pause bei Kuchen und Kaffee einzulegen. Direkt auf der anderen Straßenseite steht einer der noch verbliebenen Prachttempel aus der Glanzzeit von vor etwa Hundertzwanzig Jahren: das *Ausonia Hungaria Hotel*, mit einer farbreichen und Belle Époque verströmenden Front.

Auf der Nord-Süd-Hauptallee Lungomare Guglielmo Marconi versperrt mir kurz darauf rechterhand eine Metallwand über gefühlt Kilometer die Aussicht. Das *Grand Hotel des Bains* nimmt ein gesamtes Viertel ein, wurde um 1900 gebaut und ist neben seiner Grandesse aus literarischen Gründen bekannt. Thomas Mann ließ sein Werk *Der Tod in Venedig* hier spielen. Trotz dieser illustren Vergangenheit ist der riesige Hotelbau seit 2010 geschlossen. Eigentlich sollten hier Apartments entstehen; Bautätigkeit scheint jedoch nicht stattzufinden.



Es schließen sich schöne Villen und irgendwann der *Palazzo del Cinema* an – ein moderner Bau, welcher bei der Biennale eine tragende Rolle spielt. Direkt dahinter dann mein letztes Highlight – und auch Lowlight, da ebenso geschlossen. Wenn auch nur für die Saison. Das *Hotel Excelsior*. Ein wenig maurisches Flair, ein wenig Ägypten – in Summe ganz viel Orient. Aus dem Jahre 1907 stammend, würde es in meinen Augen auch perfekt nach Florida passen, wo zu gleicher Zeit viele ähnlich fantasievolle Übernachtungstempel entstanden.



Auf dem nächsten Vaporetto zurück nach Venedig ergatterte ich den Sitz ganz vorne. Zwar ein wenig frisch, aber die Aussicht macht das leichte Frösteln locker wett.

An der Haltestelle S. Angelo wechsele ich das Boot, um auf die andere Flussseite wechseln zu können. Während ich anschließend durch die Gassen des Sestiere Dorsoduro laufe und ohne groß aufpassen zu müssen um die Ecken biege, frage ich mich, wie viele Venezianer eigentlich bei dem ersten Besuch in „normalen“ Städten über den Haufen gefahren werden. Wenn man ohne Fahrräder, Mofas und Autos aufwächst, ist der Aufmerksamkeitsmechanismus vermutlich anders gepolt. So herrscht hier dauerhaft die Gefahr, bei Unachtsamkeit ins Wasser zu plumpsen.



In dieser Gegend war ich bereits gestern unterwegs, um den Venice Jazz Club zu besuchen. Die nun bereits relativ niedrig im Südwesten stehende Sonne wärmt die vielen Terrassen der Cafés und Restaurants des langgezogenen Campo Santa Margherita. Genießend halten die Besucher ihre Gesichter in die Winter Sonne.

Ich dagegen, besuche erstmal die südlich am Platz gelegene Kirche Maria del Carmelo. Kurz darauf folgt ein weiteres Gotteshaus: die San Sebastiano, welche durch Paolo Veronese quasi in Eigenregie ausgemalt wurde. Der Künstler war anscheinend gleichzeitig ein ausgezeichneter Geschäftsmann, denn er liegt hier begraben. Er hat sich somit sein Grab, beziehungsweise die Ausschmückung dessen, bezahlen lassen.

An der Flaniermeile Fondamenta Zattere al Ponte Longo am Rio die Carmini mache ich am *Ristorante Adriatica* einen Zwischenstopp. Dummerweise aber draußen. Als ich zum Bezahlen hingehe, finde ich mich in einem wirklich gelungenen Decór wieder. Kurzfristige Planänderung: Morgen komme ich für die Mittagsmahlzeit wieder.



Ich laufe bis zur östlichen Spitze, der Dogana da Mar und werfe einen kurzen Blick in die hier stehende Basilica di Santa Maria della Salute. Der barocke Monumentalbau steht wohl auf knapp 1,2 Millionen Pfählen!

Mittlerweile bin ich für sowohl das *Guggenheim-Museum*, die *Gallerie dell'Accademia* und auch das *Ca' Rezzonico* zu spät dran. Diese drei nehme ich mir somit für morgen früh vor und setze stattdessen mit dem Boot zur Rialto-Brücke über.

Ziel ist ein Kleidungsgeschäft der Marke Luisa Spagnoli. Dort hatte ich einen Rock gesehen, den ich mir gut für Melanie vorstellen könnte. Da aber die Größen nicht standardisiert sind, schlage ich der Verkäuferin vor, ich könnte den Rock doch kurz ausprobieren. Immerhin bin ich in der Hüfte nur unwesentlich schmaler. Sie stimmt dem Vorschlag professionell zu und fragt anschließend mit ernster Miene, ob er den gepasst hätte.

In der an der Strada Nova gelegenen *Bar Decanter Venezia* gönne ich mir noch einen Wein mit Lesepause, bevor ich nach einem Zwischenstopp im Hotel zum Abendessen im *Osteria l'Orto dei Mori* einkehre. Am Campo dei Mori gelegen, und zwar in dem Haus, an dem die vier Steinmohren angebracht sind (und direkt neben dem ehemaligen Haus von Tintoretto), hatte ich mir dieses Restaurant für den letzten Abend aufgespart – und dieser letzte Abend ist leider bereits gekommen ...



9. Januar 2022: Sestiere Dorsoduro

Nach drei Tagen Sonnenschein ist es heute größtenteils bewölkt. Dennoch bietet sich an der „Bushaltestelle“ Madonna dell’Orto wieder ein schöner Anblick auf die Alpen.



Tatsächlich fährt das Vaporetto zuerst in die Richtung der Berge, da ich mir vorgenommen habe, heute die ein oder andere bisher nicht genommene Schiffroute zu nutzen. Diese, auf der Linie 5, führt mich erst nach Osten, dann durch den Canale di Cannaregio in das Städtinnere, beziehungsweise zum Canal Grande. Hier allerdings nicht nach Westen, um zur Rialto-Brücke und später zum Markus-Platz zu gelangen, sondern nach Osten, vorbei am Bahnhof. Hier, beim Piazzale Roma, sehe ich zum ersten Mal seit Tagen einen Bus. Nicht viel später schippern wir sogar an einem großen Parkplatz vorbei. In Kombination mit dem trüben Wetter und den hier omnipräsenten Zweckbauten und Industriehallen geht kurz der Zauber verloren – nur um kurz darauf wieder zurückzukehren, als wir auf die Haltestelle Zattere zusteuern.

Von hier ist es nur wenige Gehminuten bis zur *Collezione Peggy Guggenheim*. Ich hatte bereits gestern ein Ticket gelöst, so dass ich fast sofort mit der Besichtigung starten kann.

Das ehemalige Wohnhaus der Kunstsammlerin wurde nach ihrem Tode im Jahr 1979 zum Museum umgestaltet. Sie häufte vor allem moderne Kunst an, mit einem starken Fokus auf dem Abstrakten. Teilweise für mich zu abstrakt. Vor allem die später hinzugefügten (gestifteten) Werke der Sammler Hannelore und Rudolph Schulhof verschließen sich mir zum großen Teil.

Wie bei den meisten der bisher in Venedig besuchten Museen, ist die Dichte und Anzahl an Kunstwerken aber gut gewählt, so dass der Besuch kurzweilig ist. Dazu gibt es hier und da wohl platzierte Hinweise auf die ehemalige Bewohnerin.

Durch den kleinen Hof, in dem neben Peggy Guggenheim auch ihre Hunde bestattet worden sind, erreicht man eine zweite kleine Ausstellung mit Artefakten aus Afrika. Tatsächlich erinnern nicht wenige der Stammeskunstwerke an die abstrakten Werke des westlichen zwanzigsten Jahrhunderts.



Das zweite heutige Ziel liegt geographisch nicht weit entfernt. Dafür ist die zeitliche Distanz erheblich. Die Werke der *Galleria dell'Accademia* decken im Wesentlichen die venezianische Kunstgeschichte vom fünfzehnten bis zum neunzehnten Jahrhundert ab. In vielerlei Hinsicht das künstlerische Gegenteil zu dem eben Gesehenen.

Faszinierend für mich als Laien ist vor allem der darstellerische Sprung um etwa 1480, quasi einhergehend mit dem Übergang in die Renaissance. Scheinbar plötzlich stellte sich ein starker Wandel ein, weg von der fast schon archaischen Mittelalterkunst und hin zu der Darstellung tatsächlicher Charaktere und vollständiger Szenen. Ab 1530 folgen dann bereits informelle Porträts im Stile der Momentaufnahmen, zum Beispiel von Longhi oder Lorenzo Lotto.

Vollends glücklich bin ich bei der unerwarteten Entdeckung gleich dreier Werke von Hieronymus Bosch. Seine verqueren Darstellungen mit verschrobenen Fabelwesen und phantastischen Szenen lassen mich jedes Mal wundern, dass er zu seiner Zeit nicht von der Kirche verfolgt wurde.

Nach fünf Jahrhunderten Kunst bin ich reif für eine Pause. Ich laufe zurück zum Fondamenta Zattere al Ponte Longo, die

Fußgängerpromenade im Süden, um da das bereits gestern so halb (weil auf der Mole davor) besuchte *Restaurant Adriatica* aufzusuchen. Die Speisenauswahl und die dazugehörigen Preise stehen der durchaus ansprechenden Innenausstattung in nichts nach.

Gestärkt laufe ich durch die heute so gut wie leere Stadt Richtung Norden. In der Retrospektive stelle ich fest, dass touristentechnisch Dienstag bis Donnerstag sehr ruhig waren, Freitag und Samstag dagegen einen leichten Anstieg verzeichneten. Heute ist die Lage dagegen wieder nur wenige Stufen von ausgestorben entfernt. Die Vernunft: Viele ItalienerInnen haben sich Donnerstag (Feiertag) auf den Weg nach Venedig gemacht, dort den Freitag und Samstag genossen, um dann heute wieder abzureisen.

Die Besucherichte im *Ca' Rezonico* scheint meine Theorie zu belegen: Ich darf mir die Barockpracht allein zu Gemüte führen.



So langsam nähert sich mein Trip dem Ende. Das Vaporetto holt mich direkt vor dem Museum ab und setzt mich an der Rialto-Brücke ab. Obwohl mein Besucherticket eigentlich vor einer halben Stunde abgelaufen ist, akzeptiert der Kontrolleur im *Fundaco dei Tedeschi* das bereits gestern gebuchte Ticket für die Aussichtsplattform. Glücklicherweise. Denn der Blick lohnt sich. Vor allem die Dächer- und Turmfront vor den mit Wolken überspannten Alpen tut es mir an.



Dankbar möchte ich daher dem Gebäude noch etwas Gutes tun und genehmige mir im Atrium eine heiße Schokolade. Sie verkürzt das Haltbarkeitsdatum meines Herzens um ein paar Monate, da es sich tatsächlich um eine große Teetasse voller geschmolzener Schokolade handelt. Ich muss nach der Hälfte die Segel streichen.

Auf dem Weg zum Hotel besorge ich noch das letzte der Mitbringsel: ein T-Shirt mit dem vierhändig Schlagzeug spielenden vitruvianischen Menschen von Leonardo da Vinci. Für die Töchter habe ich bereits heute Morgen beim *Collezione Peggy Guggenheim* kleine Schmuckstücke besorgt, unter anderem einen riesigen Ring für Kaye, da sie meinte, sie würde jeglichen Schmuck tragen, den ich ihr schenke. Challenge accepted.



Nach dem Hotel-Checkout verlasse ich Venedig so, wie ich gekommen bin: mit dem Boot. Wie bisher nicht anders erlebt, kommt es auf die Sekunde genau. Allerdings dauert die Fahrt dieses Mal bloß dreizehn Minuten, da Murano nicht angefahren wird und der Vaporetto-Kapitän es eilig zu haben scheint. Wir erreichen das Ziel über eine halbe Stunde zu früh.



Und schon warte ich am Flughafen auf den Flug zurück nach Hause, erstaunt angesichts der erheblichen Zahl schöner Erfahrungen in so kurzer Zeit. Auch nach in Summe fünf vollen Tagen Sightseeing kann ich allerdings höchsten behaupten, ich hätte Venedig flüchtig besucht. Um diese Stadt wirklich *kennenzulernen*, braucht es vermutlich mindestens drei Wochen.

Nun gut, ich komme wieder.

Zum Autor

Name: Yves Gorat Stommel

Wohnort: Bisher alle paar Jahre ein anderer

Kalendarisches Alter: Ändert sich fortlaufend, Bezugspunkt 1977

Gefühltes Alter: Je nach Arbeitstag und Laune meiner Kinder (und Ehefrau)

Beruf: Ingenieur, Vater, Ehemann (nicht notwendigerweise in dieser Reihenfolge)

Kreativität: Basierend auf der Frage »Was wäre, wenn ...«

Gelesene Geschichten: Grundsätzlich alle Genres, gerne auch Jugendbücher

Geschriebene Geschichten: Fantasy, Mystery, Science-Fiction, Reiseberichte

Sport: Hin und wieder

Stärken: Ja

Schwächen: Die Schwächen ignorieren

Lebensmotto: »Connecting the dots«

Bibliografie Yves Gorat Stommel – Vorwort

Ein paar »warnende« Worte:

Die Frage »Was wäre, wenn ...« liegt jedem meiner Romane zugrunde. Da diese Frage aber maximal breit anwendbar ist, lassen sich meine Geschichten nicht in ein einziges Genre einsortieren. Funtasy, Fantasy, Science-Fiction und Selbstfindungsroman – einen roten Genre-Faden sucht man vergeblich. Und dann wären da auch noch die Reiseberichte und Kurzgeschichten ...

Aus Sicht von sowohl Buchverlagen als auch Marketing-Experten ist dies eine denkbar schlechte Ausgangslage, denn eine eindeutige Genre-Zuordnung des Autors erlaubt es, der Erwartungshaltung von Leser/-innen nachzukommen.

Dennoch habe ich mich entschieden, weiter die Themen aufzugreifen, zu denen ich selbst gerne Geschichten lesen würde. Daher an dieser Stelle der Hinweis, dass, sollte die eben gelesene Geschichte zugesagt haben, eine andere ebenso von mir stammende den individuellen Geschmack nicht treffen könnte.

Und andersherum.

Als hilfreich zur Meinungsbildung sollen hier die Buchbeschreibungen und vor allem die Kurzrezensionen sowohl auf meiner Homepage als auch auf Amazon oder Lovelybooks genannt werden.

Bibliografie Yves Gorat Stommel

Romane (als eBook und Taschenbuch)

Flimmernde Schatten

Vierjährling

Die unglaublichen Erlebnisse des Sevy Lemmots

Achtbeinige Seelen

Zeittüren

Phasenland

Retrovolution

Reiseberichte (kostenfrei & nur auf www.yvesgoratstommel.com)

Die »Memo an mich«-Reihe deckt mittlerweile folgende Reiseziele ab:
Ägypten; Bahrain und Zentral-Saudi-Arabien; Gran Canaria; Mittlerer Westen und Rocky Mountains; Mittleres Rheintal; Mallorca; Nordkorea; Schwarzmeerküste Bulgariens und Rumänien; Venedig; Zypern

Kurzgeschichten (kostenfrei & nur auf www.yvesgoratstommel.com)

Demontage; Der falsche Frosch; Der stibitzte Zahn; Die geflügelte Stimme; Götterwette; Infiltration; Klaviergesang; Kollektiv; Manifestation; Marionetten; Mondfang; Risikogruppe

Newsletter

Interessiert an neuen Geschichten und Blog-Beiträgen zum Schreiben und Veröffentlichen? Dann abonniere den **Newsletter** (zwei bis drei Ausgaben pro Jahr).

<https://www.yvesgoratstommel.com/newsletter/>

Leseprobe »Flimmernde Schatten«

Eine längere Leseprobe dieses Buches gibt es unter:

www.yvesgoratstommel.com/romane/flimmernde-schatten/

Prolog

Starr und unbeweglich schauten seine müden Augen auf den flackernden Bildschirm. Nicht eine einzige Bewegung verriet, dass er noch am Leben war. Das chaotische Licht des Fernsehapparates tauchte das von Leid gezeichnete, eingefallene Gesicht abwechselnd in Licht und Schatten. Die Arme hingen kraftlos herab und die dünnen Beine waren in eine Decke gewickelt. Graues Haar klebte in Strähnen an seinem Schädel.

Doch plötzlich kehrte Leben in die glasigen Augen zurück. Etwas in den über den Bildschirm flimmernden Nachrichten erregte seine Aufmerksamkeit. Konzentriert starrte er auf die Mattscheibe. Akribisch jedes Detail in seinem Gehirn speichernd. Für spätere Verwendung ablegend. Dabei beschränkte sich die Anspannung auf seine Gesichtszüge; der Rest seines verkrüppelten Körpers blieb unbeweglich.

Kaum ging dieser eine Beitrag der Regionalnachrichten vom fünften August zu Ende, griff er nach dem auf dem Tisch neben ihm liegenden Laptop. Mit wahrhafter Gier suchte er online nach weiteren Videos und Fotos des eben gesehenen Ortes.

Dann schloss er die Augen und konzentrierte sich.

Mit aller Macht drang er in seine Traumwelt vor.

Er begann seine Suche nach den beiden Jungen.

Kapitel 1: Die Strafe

Übellaunig saß Damaris auf ihrem Schreibtischstuhl und starrte demonstrativ ihre nackten Füße an. Ihr gegenüber standen ihre Eltern, die kaum bessere Laune hatten.

Amy Fink brach das entstandene Schweigen: »Schätzchen, wir tun das nur zu deinem Besten.«

Wütend blickte Damaris auf; eine Strähne ihres dunklen, schulterlangen Haares fiel ihr vor die Augen. Wie sie diesen Spruch hasste!

Ihre Mutter hielt ihrem Blick, ohne mit der Wimper zu zucken, stand. Und auch ihr Vater wich keinen Millimeter zurück.

Aus Sicht von Damaris war es viel Lärm um nichts: Ein paar Jungs aus ihrer Schule hatten ein paar Tage nach Sylvester Knaller gezündet – und Damaris und ihre Freundin Tina waren dabei gewesen. Allerdings bloß als Zuschauerinnen.

Leider interessierten solcherlei Feinheiten ihre Eltern nicht. Die Folge: Hausarrest und Internetverbot. Zwar durfte sie ihr Mobiltelefon behalten, doch allein zum Telefonieren.

Damaris richtete ihren Blick auf das einzige Fenster. Die Januarsonne besaß am Nachmittag kaum noch Kraft und Damaris hatte längst die Deckenleuchte eingeschaltet. Langsam schüttelte sie den Kopf, in Gedanken die Ungerechtigkeit auskostend. Daher bekam sie zuerst nicht mit, dass ihre Mutter wieder auf sie einredete.

»... hilft dir vielleicht, dich auf wichtigere Dinge zu konzentrieren. Du bist in letzter Zeit nur noch mit deinen Freunden und Freundinnen unterwegs und kaum noch hier.«

»Weil keiner in diesem Kaff, kilometerweit von der Schule entfernt, lebt«, erwiderte sie mit monotoner Stimme.

Dem konnte ihre Mutter nicht widersprechen. Jeden Morgen musste Herr Fink, ein erfolgreicher Rechtsanwalt, seine Tochter in die nächstgrößere Kleinstadt fahren. Damaris' Mutter fuhr auf dem Weg zu ihrem Job in die andere Richtung. Die Modeboutique, die sie zusammen mit einer Freundin besaß und betrieb, befand sich in der nächsten Großstadt, fünfzig Kilometer

vom Wohnort der Finks entfernt. Und da ihr Vater oft lang arbeitete, nahm Damaris mittags den Bus nach Hause. Sie war üblicherweise die Einzige, die in dem abgelegenen Regensdorf ausstieg. Eine Ansammlung von zehn Häusern. Ohne auch nur ein einziges Geschäft. Sogar ohne einen Kiosk oder ein Versammlungshaus.

»Und was soll ich eurer Meinung nach die nächsten Tage tun? Immerhin haben wir Weihnachtsferien«, fragte Damaris mit zorniger Stimme. Sie war unverschämt, das merkte sie, aber momentan war ihr dies egal.

Damaris' Mutter warf ihrem Mann einen hilfeschauenden Blick zu. Ehemals groß und schlank, war Ludwig Fink mittlerweile nur noch groß und ihm fehlte die selbstverständliche Eleganz seiner Frau. Seinem Äußeren angemessen – er sah Damaris' Meinung nach ein wenig wie ein großer Teddybär aus – hielt er sich lieber aus Streitigkeiten heraus. In der Regel war er verständnisvoll, liebevoll und relativ entspannt. In der Regel. Leider nicht heute.

»Du könntest mal ein Buch lesen«, schlug er vor.

Perplex schaute Damaris ihren Vater an. Hatte er das etwa ernst gemeint?

»Eine gute Idee«, sagte ihre Mutter und tätschelte ihr wie einem niedlichen, aber dümmlichen Kätzchen den Kopf. »Mit vierzehn hast du noch nicht ausgelernt. Auch wenn du das öfters zu glauben scheint.« Damit verließ sie das Zimmer.

Nun war das Spielfeld egalisiert: ihr Vater und sie.

»Du könntest mal ein Buch lesen«, sagte Damaris leise und mit spöttischem Unterton. Sie warf sich auf ihr Bett und drehte ihrem Vater trotzig den Rücken zu. Als er sich zu ihr setzte, bog sich das Bett unter seinem Gewicht durch. Widerwillig rutschte sie ein paar Zentimeter in seine Richtung.

»Strafe muss sein«, sagte Ludwig Fink leise. »So schlimm wird es schon nicht werden.«

Damaris reagierte nicht.

Liebevoll strich er Damaris über die Haare, bevor er sich auf den Weg in das Erdgeschoss machte und die Tür hinter sich schloss.

Damaris seufzte und stand auf. Zielloos lief sie durch ihr Zimmer, auf der Suche nach Ablenkung. Ihr Kleiderschrank stand an der Wand, rechts von

der Tür. Auf der gleichen Zimmerseite befanden sich der Wäschekorb und der Schreibtisch, letzterer nah am Fenster. So konnte sie ihre Hausaufgaben unter Nutzung von Tageslicht bewältigen. Die vom Eingang aus linke Zimmerhälfte wurde im Wesentlichen von ihrem Bett eingenommen. An der zweiten Außenwand, der Tür gegenüber, stand ein Regal. Ein paar Poster und einige kreuz und quer aufgehängte Fotos schmückten die Wände. Schließlich war da noch ihr Meerschweinchen Bonnie, das in einem Käfig unter dem Fenster hauste. Das gescheckte Nagetier bewegte sich nur, wenn es diesbezüglich keine Wahl hatte, und tat den ganzen Tag lang in der Regel nichts anderes als fressen und schlafen.

Damaris trat ans Fenster. Auch ein Blick nach draußen bot keine Abwechslung: Der graue, deutsche Alltag blickte sie in all seiner Eintönigkeit an. Von ihrem Fenster aus konnte sie bloß eine Straße, zwei Häuser und sich bis zum Horizont erstreckende Felder und Wälder sehen.

Unschlüssig wandte Damaris sich wieder ihrem Zimmer zu.

Was tun?

Auf ihrer Lippe kauend ging sie im Kopfe die Optionen durch: Hausaufgaben? Gab es keine. Im Internet surfen? Untersagt. Rausgehen? Verboten. Irgendwas basteln? Keine Lust. Ein Spiel? Noch weniger Lust.

Damaris' Blick wanderte zum Bücherschrank, und sie nahm widerwillig die dort stehenden Titel genauer unter die Lupe. Eines der ersten Bücher, das ihr ins Auge fiel, trug den Namen *Die Unendliche Geschichte*. Vor ein paar Wochen hatte sie im Fernsehen die Verfilmung gesehen. Sie hatte ihr gefallen, auch wenn sie eher jüngere Kinder als Zielgruppe zu haben schien. Sie fragte sich, welchen Nutzen gedruckte Geschichten noch hatten, nachdem sie verfilmt worden waren.

»Na schön«, seufzte Damaris, das Buch hervorziehend. »Das Jahr 2011 fängt ja mal richtig bescheiden an!« Sie kletterte auf ihr mit einem Bettkasten versehenes Bett. Somit befand sich die eigentliche Liegefläche auf einer Höhe von rund anderthalb Metern. Das gab ihr nachts seit jeher ein Gefühl von Sicherheit.

Damaris starrte eine Weile das Bild auf dem Cover an. Ein Sammelsurium an Fantasiewesen sah ihr entgegen.

Widerwillig öffnete sie das Buch und fing an zu lesen.

Zuerst ging es nur langsam voran. Ihre Gedanken wanderten immer wieder zurück zum Hausarrest. Doch mit der Entfaltung der Geschichte wuchs ihre Konzentration und ihre Lesegeschwindigkeit. Innerhalb kurzer Zeit hatte sie die ersten beiden Kapitel bewältigt. Mit einem selbstzufriedenen Lächeln rutschte sie in eine liegende Stellung, stützte ihren Kopf auf den rechten Arm und blätterte um.

Kapitel 2: Unwillkommener Besuch

Eine Stunde und einige Kapitel später lag Damaris noch immer auf ihrem Bett. Sie kämpfte zunehmend damit, nicht einzuschlafen; schon einige Male waren ihr die Augenlider fast zugefallen. Oder sogar ganz? Kurz hatte sie eine merkwürdige Vision von einer großen mit Säulen gesäumte Halle gehabt. Noch bevor sie sich damit auseinandersetzen konnte, war sie allerdings aufgeschreckt.

Dabei war das Buch nicht unspannend. Sie musste sich sogar eingestehen, dass es ihr Spaß machte, darin zu schmökern. Aber so langsam strengte sie die ungewohnte Konzentration dann doch an und ihre Augen begannen zu tränen.

Gerade wollte sie zu einem Gähnen ansetzen, als eine Bewegung in ihrem Augenwinkel sie aufschrecken ließ.

Damaris war sofort hellwach.

Es war zwischen dem Bücherregal und dem Wäschekorb gewesen.

In dem Wäschekorb?

Nein: Alles lag still und regungslos vor ihr. Langsam beruhigte sich Damaris' Herzschlag wieder. *Alles nur Einbildung*, redete sie sich ein.

Damaris legte das Buch zur Seite und vertrat sich ein wenig die Beine. Nach einer kurzen ziellosen Wanderung durch ihr Zimmer blieb sie zum zweiten Mal an diesem Tage vor ihrem Bücherregal stehen. Die meisten der darin befindlichen Bücher stammten noch aus der Zeit, als man sie ihr vorgelesen hatte. Neuere Bücher konnte sie als ungeliebte Geburtstagsgeschenke von – allein schon deshalb – unsympathischen Verwandten identifizieren. Sie war am dreißigsten Oktober vierzehn geworden und hatte wie jedes Jahr einige neue Staubfänger ins Regal einsortieren müssen. Kein einziges der vor ihr aufgereihten Bücher hatte sie bisher gelesen, die meisten nicht mal angefasst. Außer natürlich, um sie neben den anderen auf den Regalbrettern zu verstauen.

Ein Scharren drang an ihr Ohr.

Erschrocken drehte Damaris sich um. Irgendetwas machte kratzende Geräusche!

Rechts neben dem Schreibtisch befand sich Damaris' Wäschekorb und genau dorthin lenkte sie jetzt ihren Blick.

Damaris hatte zwar keine Angst vor Mäusen oder ähnlichem Getier, einen direkten Körperkontakt wollte sie trotzdem tunlichst vermeiden. Sie zog sich auf ihr Bett zurück: eine gute Beobachtungsposition.

Der Wäschehaufen lag unbewegt vor ihr.

Sie musste über ihre eigene Panik lachen.

Da! Schon wieder! Das Scharren wurde dieses Mal von einem leichten Stöhnen und Schnauben begleitet. Der Wäschehaufen bewegte sich!

»Dumme Idee!«, tönte es unter der Kleiderschicht. »Griff ins Klo.«

Keine Maus, schlussfolgerte Damaris. Erschrocken wich sie an das Kopfende ihres Bettes zurück. Den Blick nahm sie dabei nicht von dem Wäschekorb. Was passte da rein und konnte reden?

In der linken Ecke des Wäschehaufens tauchte nun ein Kopf auf. Ein relativ kleiner, zugegebenermaßen, aber definitiv ein Kopf. Er war zur Hälfte von einem ihrer gestreiften T-Shirts verdeckt. Eine kleine Hand erschien, und zog es herunter.

»Wer zieht denn so was freiwillig an?«, fragte der Kopf vollkommen verdutzt und warf das Shirt hinter sich. Es schlug gegen die Wand und fiel zu Boden.

Das Wesen – Damaris wusste nicht, als was sie es sonst bezeichnen sollte – entstieg nun komplett dem Wäschekorb. Dies nahm nur einen kurzen Zeitraum in Anspruch, da es erstaunlich kleinwüchsig war; höchstens einen Meter groß. Nachdem es auf den Boden gesprungen war, richtete es sich auf, dehnte sich genüsslich, ließ die Fingerknöchel deftig knacken und schaute sich interessiert um. Nicht lange, da entdeckte es den Bettkasten und machte sich, ohne zu zögern, auf den Weg dorthin. Kurzzeitig verschwand das Wesen aufgrund des erhöhten Bettes aus Damaris' Blickfeld, aber nur einen Moment später tauchte eine Hand an dem Fußende auf. Kaum war das Wesen hinaufgeklettert, da strich es sich zufrieden den grünen Pulli glatt und lief in Richtung Kopfkissen.

In Richtung von Damaris!

Diese saß inzwischen in der rechten oberen Ecke des Bettes, so weit wie möglich von dem Wesen entfernt. Dieses schien an Damaris nicht das geringste Interesse zu haben. Es sah sie nur kurz an und grüßte:

»'tag!«

Damaris nickte. Sie war zu verduzt, um zu antworten.

Inzwischen erreichte das Wesen das Kopfkissen, direkt neben dem Teenager. Dort ließ es sich auf sein Hinterteil fallen, klopfte das Kissen in eine ergonomische Form und lehnte sich dagegen. Zuletzt verschränkte es noch die Arme hinter dem Kopf und ließ zufrieden den Blick wandern.

Damaris beobachtete das Schauspiel mit schnell klopfendem Herzen. So langsam hatte sie den ersten Schock überwunden – und ihre Neugierde meldete sich. Schweigend betrachtete sie jedes Detail des Wesens.

Es hatte einen Schottenrock an. Dazu besaß es unverhältnismäßig große Füße, die in Badelatschen steckten. Ungünstig, befand Damaris, da so die hässlichen, leicht behaarten Zehen gut zu sehen waren. Der Oberkörper steckte in einem grünen Kapuzenpulli, der einige Nummern zu groß war. Interessant waren die Hände: Anscheinend hatte das Wesen nur jeweils drei Finger, dafür zwei Daumen an jeder Hand. Einer da, wo er hingehörte, und daneben ein zweiter. Erst dann folgten die drei Finger. Die rechte Hand verwendete es gerade, um die Frisur zurecht zu zupfen. Dabei besaß das Wesen keine Kopfhaare, sondern eine geleeartige Masse, die wohl nach Belieben in Form gebracht werden konnte. Die Frisur erinnerte momentan an einen Igel, wenn auch die Farbe nicht passte: Die ‚Haare‘ waren giftgrün. Das Gesicht ähnelte dem eines etwa zwölfjährigen Mädchens. Ohren, Augen und Mund sahen normal aus, obwohl alle in ihren Proportionen etwas größer als gewohnt ausfielen.

Ihrer Neugierde genüge tuend, beugte Damaris sich vorsichtig vor, um einen noch besseren Blick auf das Wesen zu bekommen. Dieses betrachtete gerade mit großer Aufmerksamkeit die Bilder an der gegenüberliegenden Wand und empfand Damaris' Kopf, der sich nun in sein Blickfeld schob, offensichtlich als ziemlich störend. Da Damaris nun begann, die Hände einer genaueren Untersuchung zu unterziehen, wurde das dem Wesen langsam zu unheimlich.

»Uhm ... ist was?«

Damaris wich perplex zurück. Was sollte sie darauf antworten? Ein Wesen kam in ihr Schlafzimmer, machte sich auf ihrem Bett breit, bearbeitete ihr Kissen, und war auch noch frech genug, zu fragen, ob was sei!

»Wer bist du?«, brachte sie schließlich hervor.

»Na, ich bin Nika«, antwortete das Wesen, sich über diese ihrem Gesichtsausdruck nach überflüssige Frage wundernd.

»Und weiter?«

»Nichts weiter«, gab Nika zurück und sah Damaris abwartend an.

Damaris setzte sich Nika im Schneidersitz gegenüber.

»Wie ... Woher bist du vorhin gekommen?«

»Das müsstest doch gerade du wissen«, gab Nika verwundert zur Antwort.

Es kam Damaris so vor, als ob Nika versuchte, allen ihren Fragen auszuweichen. Leicht verärgert sagte sie: »Ich weiß nur, dass du ein ziemlich komisches Ding bist, das sich irgendwie und ungefragt in meinen Wäschekorb verirrt hat!«

»Das Kompliment mit dem komischen Ding kann ich nur zurückgeben. Immerhin bist du sozusagen meine Mutter.«

Verdutzt schaute Damaris auf das Wesen. Ihre Mutter? Das Wesen war nicht nur beschränkt, sondern offensichtlich sogar geistig verwirrt!

»Ich glaube, um Mutter zu werden, müsste ich noch einige Vorarbeit leisten.«

Nika schüttelte energisch den kleinen Kopf. »Nun sei mal nicht so pedantisch. Ich meine natürlich nicht eine Mutter im eigentlichen Sinne. Jemanden wie mich kannst du innerhalb des Bruchteils einer Sekunde erschaffen. In einem Augenzwinkern. Du brauchst nur an mich zu denken.«

Es folge ein beidseitiges Schweigen. Damaris versuchte, die eben gehörten Informationen einzuordnen, während Nika sie gelangweilt anschaute.

Das machte alles keinen Sinn! Und wann machen Dinge keinen Sinn? Im Traum ... Also träumte sie! Das musste es sein!

»Ich habe dich mir ausgedacht?«, fragte Damaris.

»Yep! Danke übrigens, auch wenn mir das Schuhwerk nicht wirklich gefällt«, antwortete Nika, während sie ihre Badelatschen kritisch hin und her

drehte. »In puncto Mode hast du eine Menge nachzuholen.« Sie deutete mit ihrem Kopf in Richtung des Wäschekorb. »Ich bin bei der Untersuchung deiner Dreckwäsche so einigen geschmacklosen Kleidungsstücken begegnet.« Sie überlegte. »Ich korrigiere mich: vielen geschmacksfreien Teilen.« Sie zuckte die Schultern. »Na gut, eigentlich ausschließlich.«

»Was wolltest du überhaupt darin?«

Mit leerem Blick sah Nika sie an.

Damaris verzichtete auf ein Nachhaken, denn sie beschäftigte längst etwas anderes: Ihr kam der Traum viel zu real vor. Alles in ihrem Zimmer schien *echt* zu sein. So, wie es sich gehörte. Nur dieses komische und unverfrorene Wesen auf ihrem Bett passte nicht in das gewohnte Bild.

Während Damaris sich nachdenklich umschaute, rutschte Nika ein wenig tiefer, kuschelte sich in das Kissen hinein und schloss die Augen.

Sie musste träumen, daran hatte Damaris keinen Zweifel. Bestimmt war sie nur deswegen so verunsichert, weil sie dies in ihren Träumen normalerweise nicht realisierte. Daraus ergaben sich natürlich ganz neue Möglichkeiten ...

Langsam breitete sich ein verschmitztes Lächeln auf ihrem Gesicht aus.

»Du bist ein Teil meiner Fantasie?«, sprach sie Nika selbstsicher an:

»Hm«, gab Nika, die Augen geschlossen, zurück.

»Das heißt, ich habe dich gemacht, dein Aussehen, dein Verhalten?«

»Richtig«, Nika schien es richtig gut zu gehen; sie schmiegte sich genießerisch in das Kissen.

»Dann ...«

Damaris legte eine kurze wirksame Pause ein, worauf Nika ein Auge öffnete und sie fragend ansah.

»... dann musst du mir gehorchen«, stellte Damaris sachlich fest.

Nika setzte sich auf und schaute nachdenklich an Damaris vorbei in die Ferne. Diese folgte Nikas Blick, konnte aber nicht erkennen, was ihrem Interesse galt. Daraufhin richtete Damaris ihre Aufmerksamkeit wieder auf Nika. Das Wesen war in Gedanken versunken: Damaris' Aussage schien es sehr zu beschäftigen. Endlich kam es zu einem Entschluss:

»Nein, lieber nicht!«, sagte Nika, und schaute Damaris mit einem unschuldigen Blick geradeheraus ins Gesicht. Anschließend legte sie ihren

Kopf ins Kissen und bereitete ein weiteres Mal ihre vollkommene Entspannung vor.

Eins war klar: Der Traum entwickelte sich nicht nach Damaris' Vorstellungen.

Damaris lehnte sich neben Nika an die Wand und sah das in das Kissen gekuschelte Wesen skeptisch an. Nach nur kurzer Zeit musste das Mädchen ein immer lauter werdendes Fiepen wahrnehmen – Nika war in aller Seelenruhe eingeschlafen.

Eines verstand Damaris nicht: Wenn sie schon wusste, dass sie träumte, warum konnte sie die Geschehnisse nicht beeinflussen? Es war doch ihre Fantasie!

»Nika?« Sie schüttelte das Wesen an der Schulter. »Warum kann ich meinen Traum nicht steuern?«

Verschlafen schaute Nika auf. Sie schien etwas orientierungslos. Nach einem kurzen Moment der Überlegung ließ sie sich mit einem Seufzen vom Bett gleiten und lief in Richtung des Bücherregals.

»Wo willst du denn jetzt auf einmal hin?«, fragte Damaris.

»Du bist mir zu laut! Ich suche mir einen anderen Ort zum Schlafen. Ist ganz schön anstrengend, wenn man gerade erst entstanden ist, weißt du? Ein wenig mehr Rücksichtnahme würde dir gut stehen.« Nika schleifte, noch halb schlafend, das Kopfkissen von Damaris hinter sich her. Überrascht schaute Damaris zu, wie sowohl das Kissen als auch Nika zunehmend kleiner wurden, bis das Wesen schließlich – nur noch halb so groß wie ein Buch – vor dem Bücherregal anhielt.

»Wenn ich ausgeschlafen habe, komme ich vielleicht wieder«, verabschiedete sich Nika. Dann griff sie an den Rand eines Buches, öffnete den Buchrücken, hüpfte in den Einband, und verschwand.

Samt Damaris' einzigem Kopfkissen.

Kapitel 3: Der Eintrittsraum

»Das hier ist ihr Schreibtisch.«

Nika führte mit gewichtiger Miene ein ihr ähnliches Wesen durch Damaris' Zimmer.

»Nicht, dass sie ihn wirklich bräuchte – die ist bestimmt zu faul zum Schreiben oder Hausaufgaben machen. Er sieht allerdings so schön wichtig aus. Nur zum Angeben ist er da. Da vorne ist das Bett. Die Decke stammt aus Arathien und wurde aus einer ganzen Herde Katzenbabies hergestellt.«

»Arathien? Wo soll ...«, wollte ihre Begleitung wissen, aber Nika unterbrach sie:

»Das solltest du mal ausprobieren. Extrem entspannend!«

Hier und da hielten sie an, und Nika erzählte ihrer Begleitung alles Wissenswerte zu dem jeweiligen Ort. Oder zumindest all das, was sie über das Zimmer zu erzählen wusste. Und das war noch nicht besonders viel. Daher schmückte sie ihre Erläuterungen einfach ein wenig aus. Der Unterhaltungswert ihrer Führung war ihr offensichtlich wichtiger als die Fakten.

Sie erreichten das Bett, auf das sie unverzüglich hinaufkletterten. Oben angekommen, entdeckten sie Damaris, die nach ihrem unerwarteten Abschied von Nika ohne ihr weiches Kissen hatte einschlafen müssen.

»Paru, das hier ist meine Schöpferin«, sagte Nika. »Ein wenig eigensinnig, aber ich muss halt damit vorliebnehmen. Man kann sich leider nicht aussuchen, wer die Eltern sind.«

Das zweite Wesen schien äußerst interessiert und schaute sich Damaris ganz genau an.

»Ich bin einem Menschen lange nicht mehr so nahe gewesen!«, sagte sie begeistert. »Du weißt ja, mit meinem Schöpfer war ich schon ewig nicht mehr unterwegs.«

Nika schaute ihre Freundin verständnislos an. »Ich weiß gar nicht, warum du dich darüber beklagst! Die absolute Freiheit ... Ein Traum! Sie hier wollte mich sogar zwingen, Sachen für sie zu tun.«

»Was denn?«

»Uhm ... Keine Ahnung ... So weit sind wir nicht gekommen, da ich mich geweigert habe.«

»Und dann?«

»Dann bin ich gegangen!«

»Ach Nika ...«, seufzte Paru, »... glaube mir, die Zeit mit deinem Schöpfer beziehungsweise deiner Schöpferin ist kostbar.«

»Nicht, wenn sie mich rumscheucht!«

»Das war bestimmt nicht so gemeint ...«

»O doch!«

Paru schüttelte den Kopf. »Wie dem auch sei. Wenn du es jetzt bereits verpasst, mit ihr zusammen zu sein, führt das gegebenenfalls noch schneller dazu, dass sie das Interesse an dir verliert. Und du kannst dich, wie ich, nur noch mit anderen Thinks treffen. Nicht, dass das nicht auch schön wäre! Aber Menschen sind schon eine Klasse für sich.«

»Eine nervige Klasse für sich!«, verbesserte Nika.

Paru winkte lächelnd ab. »Wann wird sie wach?«, wollte sie wissen.

Nika gesellte sich zu Paru, die direkt neben Damaris' Kopf stand.

»Na, jetzt!«

Bevor Paru sie aufhalten konnte, hatte Nika die Hand ausgestreckt und Damaris unsanft in die Wange gepikst.

Langsam öffnete Damaris die Augen. Was sie sah, waren die neugierigen Gesichter zweier kleinwüchsiger Märchengestalten. Mit einem Schrei fuhr sie auf.

»Spinnt ihr!«, rief sie nach Luft schnappend. »Was soll das? Und wer bist denn du?«

»Darf ich vorstellen?«, sagte Nika, »Das ist Paru, eine Freundin und Zwelwe wie ich.«

Ihr Puls auf hundertachtzig und viel zu geschockt, um angemessen böse zu reagieren, sah Damaris Paru wortlos an. Sie wirkte irgendwie fertiger als Nika. Fertiger im Sinne von entwickelter. Gäbe es einen Gott, so hatte er (oder sie?) Paru mit Sorgfalt geschaffen, nachdem an Nika stümperhaft geübt worden war.

Paru hatte in etwa dieselbe Größe wie Nika, einen niedlichen kleinen Kopf mit überdimensionierten Kulleraugen und nicht so übertrieben große Füße. Dafür trug sie – ihrer zierlichen Figur Lügen strafend – ein gut ausgebildetes Bäuchlein mit sich herum. Ihre schwarzen Haare waren wirkliche Haare, keine gummiartige Masse wie bei Nika. Der Kurzhaarschnitt verlieh Paru ein gewitztes Aussehen. Ihre Kleider waren sorgfältig gewählt: ein paar schicke Lederschuhe, eine karierte Hose und ein Hemd, das inklusive Krawatte über ihre Hose hing.

»Schön, dich kennenzulernen. Ich hoffe, wir werden gute Freunde«, sagte Paru und reichte Damaris ihre kleine Hand.

Wie das Mädchen feststellte, besaß Paru die normale Anzahl an Fingern und Daumen.

Mit einem Grinsen und einem Kopfnicken in Richtung Nika fügte Paru hinzu: »Viel Übung hast du mit dem Schöpfen wohl noch nicht.«

Nika beantwortete diese Frage an Damaris' Stelle mit einem schmerzhaften Knuff in Parus Seite.

»Wie?«, fragte Damaris. »Schöpfen?«

»Ausdenken. Überlegen. Fantasieren. Erschaffen. Gestalten. Kreieren«, antwortete Paru.

Damaris wedelte die Erklärung beiseite.

»Mich würde viel mehr interessieren, was ihr in meinem Zimmer macht. Eingeladen habe ich euch wohl kaum. Und was ist überhaupt eine Zwelfe?«

»Wir sind Zwelfen«, antwortete Nika.

»Danke, das habe ich begriffen«, erwiderte Damaris säuerlich. »Aber was seid ihr?«

Paru zeigte auf Nika. »Also, sie ist vermutlich ansatzweise diesem komischen Typen aus dem Buch, das du gerade liest, nachempfunden. Diesem Nachtalb, dieser hässlichen Kreatur, die ziemlich am Anfang von *Die Unendliche Geschichte* auftaucht. Der mit der Fledermaus.«

Dann zeigte Paru auf sich selbst. »Mein Schöpfer hat zum Zeitpunkt meiner Entstehung *Der kleine Hobbit* gelesen. Daher sehe ich ein wenig wie einer aus. Im Moment bekommen wir viele Hauselfen, wie in diesen Büchern von

dem Zauberlehrling. Früher hatten wir mehr Feen, Elfen und Zwerge. Daher nennen wir uns immer noch Zwelfen.«

»Okay ...«, erwiderte Damaris skeptisch. »Auf jeden Fall könnt ihr nicht einfach so hier reinspazieren. Das ist mein Zimmer!« Sie sah ihre Kreation drohend an. »Und Nika, wo ist mein Kissen?«

»Ach Mist!«, meinte diese. »Das habe ich im Eintrittsraum liegen lassen.«

Paru entfuhr ein: »Tz, tz!«, und sie wackelte anschuldigend mit dem Köpfchen.

»Was ist denn nun schon wieder ein Eintrittsraum?«, fragte Damaris.

Paru kam Nika zuvor: »Ihr wart noch nicht mal im Eintrittsraum? Du nimmst deinen Job nicht sehr ernst, Nika!«

Schuldbewusst scharfte die Zwelfe mit ihrem Fuß über die Bettdecke.

»Ich bin halt noch nicht dazu gekommen ...«

»Dann wird es höchste Zeit!«

In Damaris' Richtung fügte Paru hinzu: »Der wird dir bestimmt gefallen!«

»Was wird mir gefallen?«, fragte das Mädchen barsch. »Und was für einen Job nimmt Nika nicht sehr ernst?«

»Der Eintrittsraum, der wird dir gefallen«, erklärte Paru geduldig. »Und mit dem Job meinte ich, dass Nika dich ruhig ein wenig hätte rumführen können, anstatt sich schlafen zu legen.«

Paru und Nika hüpfen vom Bett und liefen in Richtung des Bücherschranks. Da Damaris keine Anstalten machte, ihnen zu folgen, blieben die beiden Zwelfen nach wenigen Schritten stehen und sahen sie abwartend an.

»Ich soll euch folgen?«, fragte Damaris ungläubig. »Ich dachte, ich würde jetzt wieder meine wohlverdiente Ruhe bekommen!«

»Und ich dachte, du wolltest was von unserer Welt sehen. Aber ich reiße mich nicht um deine Gesellschaft!«, gab Nika schnippisch zurück.

Mit einem übertriebenen Seufzen rutsche Damaris schwerfällig vom Bett herunter. Während sie zu dem Bücherschrank lief, veränderte sich das Zimmer um sie herum. Erstaunt stellte sie fest, dass es immer größer wurde. Oder vielleicht war es genau andersherum? Immerhin war auch Nika geschrumpft, kurz bevor sie in dem Buch verschwunden war.

Die Zwelfen störte der Vorgang nicht weiter. Sie unterhielten sich angeregt zu irgendwelchen Damaris unbekanntenen Personen und Geschehnissen und waren inzwischen vor dem Regal angekommen. Sie maßen nun nur noch etwa fünfzehn Zentimeter. Fasziniert schaute Damaris hinter sich: Sie musste den Kopf in den Nacken legen, um an ihrem Bett hinaufzusehen.

Die Zwelfen machten sich inzwischen am Rücken des ältesten in Damaris' Besitz befindlichen Buches zu schaffen: ihr Babybuch. Amy Fink hatte im ersten Lebensjahr ihrer Tochter jede noch so triviale Aktion ihres Nachwuchses mit Fotos festgehalten und in diesem Buch archiviert. An Damaris zwölften Geburtstag hatte sie das Buch von ihrer Mutter bekommen. Seitdem verstaubte es in ihrem Regal.

»Ui! Der ist schon fast angewachsen!«, sagte Paru.

»Es klemmt nur ein wenig ...«, antwortete Nika und ging Paru zur Hand. Fast sofort fand sie die richtige Stelle: Sie schob ihre Finger zwischen das Buchcover und den Bücherrücken und letzterer schwang mit einem knarrenden Geräusch auf.

Paru klopfte sich den Staub von den Kleidern, während Damaris neugierig in die Öffnung des Buches schaute. Es war aufgrund der Dunkelheit kaum etwas auszumachen, aber sie erkannte genug, um festzustellen, dass sich dort ein Hohlraum befand.

Nika und Paru hatten inzwischen ihre Unterhaltung wieder aufgenommen:

»Und ich sage noch zu Katja, dass sie das nicht machen soll!«, ereiferte sich Nika.

»Vergiss dabei bitte nicht, dass sie mit nur mittelmäßiger Intelligenz geschaffen wurde!«, erwiderte Paru. »Da kann man nicht erwarten ...«

Der Ton riss ab, als die beiden in den Bücherrücken hineinliefen – und verschwanden.

Mit ein paar Schritten erreichte Damaris die Öffnung. Sogar von hier aus konnte sie kaum einen Meter weit hineinschauen.

Was nun? Sollte sie den beiden Zwelfen folgen? Der Durchgang war breit genug für sie, die Höhe reichte sowieso. Doch sie wusste überhaupt nicht, was sie dort erwartete. Auf der anderen Seite träumte sie nur, also konnte ihr nichts Ernstes passieren. Oder?

Eine Hand mit zwei Daumen erschien aus dem Dunkel und zog das Mädchen mit einem Ruck in das Buch hinein.

Damaris befand sich innerhalb eines runden Steinringes. Vor ihr öffnete sich ein riesiger Raum. Als sie, Paru und Nika folgend, aus dem Tor hinaustrat und die etwa zwanzig Stufen auf der sich anschließenden Steintreppe hinunterschritt, fand sie sich in einer Kathedrale wieder. Nach vorne, von ihr weg, breitete sich das Mittelschiff des Gotteshauses aus – das gesamte Gebäude bestand ausschließlich aus einem langen Raum. Das Querschiff und der Chor fehlten. Es sah so aus, als ob den Erbauern das Geld ausgegangen war, bevor sie ihr Werk vollenden konnten.

Verwundert stellte Damaris fest, dass der Boden nicht wie eine ebene Fläche geformt war, sondern einem flachen Gewölbe glich. Mit den Strebebögen aus Stein und den durch eine dicke Lage Staub verdeckten Gemälden sah der Boden wie eine typische Dachkonstruktion einer mittelalterlichen Kathedrale aus.

»Komisch«, murmelte Damaris, während sie mit dem Schuh den Bruchteil eines farbigen Gemäldes vom Staub befreite. Eine meisterlich gezeichnete geöffnete Hand hob sich blassrosa gegen den grauen Staub ab.

Ein Blick zur Seite zeigte Damaris, dass der Boden zu den Seiten hin ein wenig anstieg, um dort die Basis für die Seitenmauern zu bilden. Nach ein paar Metern wurden diese durch eine Art Balustrade aus Säulen unterbrochen; darüber befanden sich weitere Pfeiler. Die Kathedrale schien entgegen ihrer Erwartungshaltung nach oben hin immer massiver zu werden. Erst als Damaris' Blick ganz nach oben strebte, erkannte sie, warum.

Erschrocken wich sie zurück.

Dort, wo das Dach hätte sein sollen, schloss sich eine zweite Kathedrale an. Erst geschätzte achtzig Meter über ihr befand sich das abschließende Gewölbe.

Ein Spiegel, schoss es Damaris durch den Kopf.

Aber in dem vermuteten Spiegelbild fehlte eine wichtige Sache: sie selbst. Somit konnte es sich bei dem Gebilde über ihr, entgegen jeder Vernunft, nur um eine weitere Kathedrale handeln.

Ihr fröstelte es. Einerseits wegen der typisch feucht-kalten Kirchenluft, andererseits wegen der gespenstigen Atmosphäre des Ortes. Überall hingen Spinnweben. Jegliche Details waren unter einer dicken Lage Staub versteckt. Darüber hinaus konnte Damaris keine Lichtquelle ausmachen. Dort, wo sonst die eindrucksvollen, in Blei gefassten Fenster die Gläubigen begeisterten, waren bloß große, im Schatten liegende Flächen zu sehen. Trotz des Fehlens von Fenstern, Lampen oder Kerzen war die Kathedrale in ein Dämmerlicht getaucht.

»Sind das zwei Kathedralen?«, fragte Damaris die beiden Zwelfen, die schweigend neben ihr standen und sie beobachteten.

Nika verneinte. »Eigentlich sind es vier. Allen fehlt der Boden und sie bilden eine Art langgezogenes Kreuz. Du stehst gerade im Dach von einer.«

So was hatte Damaris noch nie gesehen – oder doch? Irgendwie kam ihr der Ort bekannt vor.

»Komm!«, sagte Nika, weiter in das Gebäude vorstoßend.

Langsam folgte das Mädchen den beiden Zwelfen, vorsichtig die Füße hebend, um nicht über die kreuz und quer verlaufenden Strebebögen zu stolpern.

Nika und Paru erreichten inzwischen die Seitenwand der Kathedrale. Doch anstelle dort auf Damaris zu warten, setzten sie ihren Weg unbeeindruckt fort. Sie liefen senkrecht an der Mauer hinauf! Wie selbstverständlich fanden ihre Füße Halt.

Geschockt blieb Damaris stehen.

»Bei meinem ersten Besuch war ich auch ziemlich überrascht«, sagte Nika, den Kopf in den Nacken legend, um Damaris anzuschauen.

»Nicht ungewöhnlich in unserer Welt, aber dennoch beeindruckend«, pflichtete Paru ihr bei.

Die beiden Zwelfen setzten ihren Weg fort. Dabei trotzten ihre Körper weiter der Schwerkraft und ihre Füße hinterließen Flecken im Staub.

Damaris wunderte sich noch kurz darüber, warum auf einer senkrechten Wand überhaupt Staub lag. Dann besann sie sich darauf, dass sie in ihrem Traum wohl nicht nach Logik fragen sollte.

Sie schnaubte leise, um direkt darauf den Kopf zu schütteln. Faszinierend, dass sie sich über ihr eigenes Fantasiegebilde erstaunt zeigte!

»Nicht schlecht!«, befand sie laut.

»Falls du gerade auf deine grenzenlose Fantasie stolz bist, muss ich dir den Zahn direkt ziehen!«, tönte Nika. »Das alles hier hast du als Baby und kleines Kind geschaffen.«

»Du warst früher bestimmt viel in der Kirche, oder?«, fragte Paru.

Den nachhallenden Worten lauschend, nickte Damaris. Ihre Eltern waren einst fleißige Kirchengänger gewesen und hatten sie jeden Sonntag mitgeschleppt.

»Deshalb das alles hier ...« Paru machte eine umfassende Armbewegung. »Nicht alle Eintrittsräume sehen so aus. Je nachdem, was den Gestalter zum Zeitpunkt der Schaffung beschäftigt hat. Der eine Raum gleicht mehr einem Schiff, der andere mehr einem Hochhaus.«

»Viele sind schöner als deiner!«, warf Nika ein. »Und übrigens: Du warst in den letzten paar Jahren so gut wie gar nicht mehr hier. Heute würdest du so was wohl kaum noch mal auf die Reihe kriegen!«

Ein wenig unsicher lief das Mädchen auf die Seitenwand zu, bis ihre Nase fast die kalten Steine berührte. Nichts geschah. Sie berührte die Wand mit der linken Hand. Immer noch nichts. Dann hörte sie weit über sich ein schallendes Lachen.

Damaris schaute hoch und lief vor Ärger rot an. Nika und Paru standen mittlerweile auf den die Balustrade stützenden Pfeilern – und machten sich vor Vergnügen fast in die Hosen.

»Ha, ha, sehr witzig. Sagt mit lieber, wie das funktioniert«, beklagte sich Damaris.

»Jeder hat bei seinen ersten bewussten Traum-Erfahrungen seine Anlaufschwierigkeiten«, rief Nika. »Du schaffst das schon!« Ihre Stimme klang in Damaris' Ohren eher gehässig als anspornend.

Verzweifelt berührte das Mädchen erneut den harten Stein. Da sich immer noch nichts tat, trat sie frustriert mit dem Fuß gegen die Wand.

Schlagartig schien sich ihre Welt um fünfundvierzig Grad zu drehen.

Sofort ging Damaris in die Knie und spreizte die Arme. Sie stand nun mit einem Fuß auf dem Gewölbe und mit dem anderen auf der Seitenwand. Die Schwerkraft lag genau dazwischen – zumindest ihrem Gefühl nach. Vorsichtig nahm sie den Fuß von dem Gewölbe und die Wand schien ruckartig zum neuen Boden zu werden. Als ob die gesamte Kathedrale gedreht wurde.

»Geht doch!«, rief Paru anerkennend.

Den Triumph genießend, aber immer noch unsicher auf den Beinen, ging Damaris die Wand entlang, den beiden Zwelfen entgegen. Noch hatte sie das Gefühl, wie auf rohen Eiern zu wandeln.

Etwas Komisches fiel Damaris auf – mal abgesehen davon, dass sich in der Kathedrale die Schwerkraft einfach entschloss, die Richtung zu wechseln: Statt mit Fenstern war das Gotteshaus mit vielen kleinen, mittleren und großen Türen ausgestattet. Das waren die dunklen Flecke, die sie bereits bemerkt hatte.

Mit langsam sicher werdenden Schritten ging sie weiter, bis sie zu der Balustrade kam, die sie nur mittels der Säulen überqueren konnte. Mutig setzte sie ihren Fuß auf eine Säule. Zu ihrer rechten und linken Seite blickte sie in einen großen, offenen Raum. Zu der eigentlichen Außenwand der Kathedrale ging es geschätzte fünf Meter senkrecht hinunter.

Die Arme ausgestreckt und angespannt die Balance haltend, erreichte sie erleichtert die rettende Wand hinter den Pfeilern und schloss zu den wartenden Zwelfen auf.

»Alles klar?«, fragte Nika.

Damaris nickte. »Was sind das für komische Türen?«

»Wirst du gleich sehen«, antwortete Nika und legte dann die zwei Meter bis zu der zweiten Reihe an Säulen zurück. Die steinernen Stützen waren noch mächtiger und höher als die vorherigen.

Die Zwelfe winkte Damaris herbei, kippte nach vorne – und verschwand zwischen den Säulen. In das fünf Meter tiefe Loch schauend, das sich dort vor ihr auftat, war Damaris zwar nicht ganz wohl, aber was Nika und Paru konnten, würde sie wohl auch hinkommen! Mit einer Todesverachtung, die aus der Gewissheit stammte, dass sie träumte, ging sie ein bisschen in die

Knie, setzte auf dem linken Bein balancierend den rechten Fuß auf die vor ihr senkrecht abfallende Wand und lehnte sich nach vorne.

Sie war außerordentlich erleichtert, als die Schwerkraft sich umorientierte. Nun befand sie sich in dem Gewölbe des Seitenschiffes.

Hastig lief sie hinter den Zwelfen her, vollführte einen weiteren Richtungswechsel und fand sich schließlich auf der Innenseite der Außenwand wieder. Ein Blick nach oben zeigte ihr, dass sich die dicken Säulen nun über ihr befanden. Dahinter lag das Hauptschiff der Kathedrale.

Damaris folgte erneut ihren beiden Begleiterinnen. Alle paar Meter musste sie Haken schlagen, um den hier sehr zahlreichen eingelassenen Türen auszuweichen.

Nika und Paru störten die geschlossenen Durchgänge nicht, sie trampelten einfach darüber hinweg.

Ihr Tempo drosselnd, schaute Nika sich um und fragte gedankenverloren: »Womit? Womit fangen wir an?«

Dann schien sie die Antwort gefunden zu haben und lief auf eine kleine, unscheinbare Tür zu.

»Eine gute Wahl!«, sagte Paru. »Auch ich habe damals meinen Schöpfer mit einer ähnlichen, brachliegenden Teilwelt wieder in seine Träume eingeführt!«

An Damaris gewandt fügte sie hinzu: »Die einzelnen Fantasiegebilde nennen wir Teilwelten. Diese hier hast du vermutlich mit einer bestimmten Idee im Hinterkopf kreiert, bist aber nicht mehr dazu gekommen, sie mit Leben zu erfüllen. Seitdem sammelt sie hier Staub.«

Nika öffnete den Durchgang, indem sie einmal darauf klopfte: Wie von Geisterhand schwang die Tür nach innen. Anders als zuvor bei ihrem Fotobuch, konnte Damaris das Innere erkennen. Kaum ein Meter hinter der Tür gebot eine gewölbte Mauer ihrem Blick Einhalt. Sie trat einen Schritt näher und sah, dass sich ein Tunnel anschloss. Ein Tunnel, der senkrecht nach unten in die Dunkelheit führte.

Paru brauchte keine Aufforderung; sie hüpfte hinein und verschwand.

Dieses Mal wartete Nika auf Damaris. Mit ausgestreckter Hand. »Bereit?«, fragte sie.

Damaris nickte, auch wenn sie überhaupt nicht das Gefühl hatte, für den Sprung in das schwarze Loch *bereit* zu sein.

Zusammen ließen sie den Eintrittsraum hinter sich.

Kapitel 4: Erste Gehversuche

Unsanft landete Damaris auf ihrem Hinterteil. Leise fluchend richtete sie sich auf und ließ den Blick wandern. Was sie sah, war ... nichts. Überhaupt nichts. Nicht, dass es dunkel war – es war hell. Aber außer dem hellgrauen Boden und dem weißen Himmel war kein einziger Gegenstand oder etwa eine Person auszumachen. Mal abgesehen von einer Luke im Boden hinter ihr und den beiden Zwelfen, die sich direkt neben ihr befanden und sie mit großen Augen ansahen.

»Was denn?«, fragte Damaris.

»Fällt dir nichts auf?«, stellte Nika eine Gegenfrage.

Das Mädchen blickte nochmals um sich. »Hier kann einem gar nichts auffallen, hier ist nichts!«

»Richtig! Schlaues Mädchen.«

Damaris' böser Blick traf Nika. Er prallte an der Zwelfe ab, wie ein Flummi von einer Steinmauer.

»Du musst dir etwas vorstellen! Etwas kreieren!«

»Und was soll das bringen?«

»Wenn du deine Fantasie benutzt, kannst du in deinen Gedanken etwas aus dem Nichts erschaffen«, erläuterte Paru. »Wir befinden uns in *deiner* Fantasiewelt. *Du* hast hier das sagen. Na ja, meistens.«

»Und bisher können uns deine geistigen Ergüsse nicht wirklich begeistern«, fügte Nika überheblich hinzu.

Damaris ignorierte den bissigen Kommentar und fragte: »Egal was?«

»Was du möchtest«, antwortete Paru.

Das Mädchen drehte sich langsam um die eigene Achse, ihre Umgebung in Augenschein nehmend. Dann schloss sie die Augen – nur um nach nur wenigen Sekunden krampfhaften Denkens aufzugeben. »Mir will nichts einfallen«, berichtete sie.

»Was für 'ne Pfeife«, murmelte Nika und verdrehte die Augen.

»Na schön, wir helfen dir ein wenig ... Denk doch mal an ein Haus«, schlug Paru vor.

Damaris schloss erneut die Augen und konzentrierte sich. Im Geiste visualisierte sie ein Haus und spürte, wie um sie herum etwas geschah. Als sie die Augen öffnete, zeigte sie mit einem fröhlichen Aufschrei hinter Nika und Paru. Triumphierend wanderte ihr Blick von dem einstöckigen Gebäude zu den Zwelfen, die entgegen ihrer Erwartung nicht besonders beeindruckt zu sein schienen. Schlimmer noch: Sie schüttelten enttäuscht die Köpfe.

»Na gut, es ist vielleicht kein Ausbund an Kreativität«, gab Damaris zu. »Trotzdem: Genauso würde ich ein Haus zeichnen. Vier Striche für die Außenwände und zwei für das Dach. Dazu eine Tür und zwei Fenster.«

»Wie wäre es, wenn du dir mal ein realeres Haus vorstellen würdest?«, fragte Paru.

»Wie: real?«, meinte Damaris. »Wollt ihr ein komplett eingerichtetes Haus? Ich bin zwar kein Innenausstatter, aber ein paar Stühle oder so kriege ...«

»Das Haus war ja nur ein Vorschlag«, fiel ihr Paru ins Wort. »Vielleicht versuchst du es einfach noch mal? Etwas Größeres, vielleicht? Etwas real Wirkendes?«

»Na schön«, sagte Damaris, leicht genervt, und schloss erneut die Augen.

»Siehst du was?«, flüsterte Nika bereits nach wenigen Sekunden Paru zu.

»Noch nicht.«

»Zu nichts zu gebrauchen!«

Die Welt hinter Damaris breitete sich eintönig in alle Richtungen aus. Und doch grinste sie die beiden Zwelfen an, als sie die Augen öffnete. Paru antwortete mit einem unsicheren Lächeln, während Nika ihren Mund kritisch verzog und Paru abwertend wegen ihres Grinsens anschaute.

»Was ist denn so witzig?«, fragte sie Paru. Die Zwelfe hörte auf zu lächeln – sie wusste selbst nicht, warum Damaris sie so fröhlich ansah.

Um ihren Unwillen zu betonen, zog Nika nach einem kurzen Moment die Hände aus den Taschen ihres Schottenrockes und fing langsam an zu klatschen. »Bravo! Du hast bewiesen, dass du toll bist. Ganz toll darin, unsere Zeit zu verschwenden.«

»Können wir dann jetzt bitte gehen?«, fügte sie hinzu und drehte sich um, bereit für den Abmarsch.

Kaum hatte sie einen Schritt getan, blieb sie schlagartig stehen. Wo vorher noch das Haus gestanden hatte, wurde ihrem Blick nun Einhalt geboten. Etwas Wuchtiges und Graues versperrte ihr den Weg. Ihre Augen wanderten nach oben, und sie erkannte, was sie vor sich hatte: einen gigantischen Wolkenkratzer.

Einen *real* wirkenden Wolkenkratzer.

Paru trat neben Nika. Erstaunt schauten die Zwelfen sich an. Dann folgten sie schnellen Schrittes Damaris, die sich inzwischen an der Ecke des vor ihnen befindlichen Hochhauses befand und sie herbeiwinkte.

»Kommt mal hierher!«

Eine ganze Stadt lag vor ihnen. Hochhäuser waren aus dem Boden gewachsen; runde, eckige und ovale. Hier und da ragten Turmspitzen in die Wolken des plötzlich hellblauen Himmels. Schwebende Straßen verbanden die Wolkenkratzer – der Boden zwischen ihnen war der Natur überlassen. Hier wechselten sich Bäume und Sträucher mit großen, grünen Grasflächen ab.

Damaris lief aufgekratzt durch die Hochhausschluchten, während die beiden Zwelfen den erstaunlichen Fortschritt von Damaris' Vorstellungsvermögen verarbeiteten.

»Na ja ...«, sagte Paru zu Nika, »Man kann zwar nicht behaupten, dass die Stadt *wirklich* real aussieht, es fehlen noch zu viele Details. Aber der Unterschied zu dem ersten Haus ist riesengroß. Wenn sie weiter solche Sprünge macht ...«

»Und du hast an ihr gezweifelt!«, warf Nika ihr vor. »Du hättest an sie glauben sollen. So, wie ich es immer getan habe!«

Bevor die perplexen Paru antworten konnte, war Nika schon ihrer Schöpferin hinterhergerannt und zupfte an ihrem Pulli.

»Ich habe immer an dich geglaubt! Du hast immerhin die Meisterleistung fertiggebracht, mich zu erschaffen.«

Damaris warf ihr einen spöttischen Blick zu.

Keine Sekunde später trat Nika in einen recht unappetitlichen, braunen Haufen.

»Mist!«, fluchte die Zwelfe und putzte sich ungelenken am Rasen den Fuß ab.

»Könnte hinkommen«, lachte Paru.

Nikas Begeisterung für Damaris' Gebilde ließ spontan und merkbar nach: »Bescheuerte Teilwelt. So ein Hinriss. Wer hat der denn bitte in den Kopf gesch...«

»Woher kommt der Fladen eigentlich?«, unterbrach Paru ihre Freundin hastig. »Ich sehe keine Tiere.«

Damaris überlegte eine Sekunde, dann zeigte sie an Paru vorbei.

»Kühe«, grinste Paru. »Wenn auch noch recht simpel kreiert. Trotzdem: Meine Glückwünsche!«

Damaris musste Parus Kritik gelten lassen. Das grasende Tier hatte zwar das bekannte Muster an schwarzen und weißen Flecken, doch die Beine waren etwas zu kurz geraten und der Kopf schien zu rund. So richtig zufrieden konnte sie mit ihrer neuesten Schöpfung nicht sein.

»Ich weiß ... sieht nicht echt aus«, bemängelte sie selbstkritisch das Produkt ihrer Fantasie.

Paru schüttelte energisch den kleinen Kopf. »Nein, nein, das ist ein sehr guter Anfang! Lebewesen sind nun mal nicht einfach. Gib dir ein wenig Zeit. Du bist bereits deutlich besser geworden, seit du Nika geschaffen hast.«

»Bitte was?«, fragte Nika bissig. Sie schleifte nach wie vor ihren übelriechenden Fuß hinter sich her durch das Gras. »Welcher Hirnamputierter hält sich eigentlich Kühe in einer Stadt?«

»Ach, ja richtig«, meinte Damaris. »Ich war ja noch gar nicht fertig.«

Ein lautes Rumpeln arbeitete sich von tief unter ihnen an die Erdoberfläche. Alles begann zu zittern und zu wackeln, und wie auf ein geheimes Zeichen hin versanken mit einem Mal die Wolkenkratzer um sie herum in der Erde. Der Boden unter den Gebäuden gab einfach nach. Bloß die Grünflächen blieben unverändert an Ort und Stelle.

Paru verfolgte das Ganze mit ruhigem Interesse.

Nicht so Nika, die panisch um sich schaute. »Was? Was soll denn das?«, rief sie panisch und rannte zu Damaris, an deren Hüfte sie sich klammerte. Jegliche Überheblichkeit hatte sie abgelegt.

Damaris schaute grinsend an sich herunter und tätschelte Nika beruhigend den Kopf. »Es ist gleich vorbei!«, rief sie der Zwelfe über das Tosen hinweg zu.

Sie sollte recht behalten. Nach nur wenigen Sekunden beruhigte sich der Boden, das Rumpeln verklang kurze Zeit später.

Nika schaute unsicher auf und löste ihre Umklammerung, um sich vor Damaris aufzubauen. Misstrauisch sah sie ihr ins Gesicht. »Das hätte doch bestimmt auch ohne das ganze Getöse und Gewackel gehen können, oder nicht?«

»Mag sein, aber dann hätte es nicht so *realistisch* gewirkt«, antwortete Damaris mit einem hämischen Grinsen.

»Aha ... nächstes Mal gibst du mir netterweise vorher Bescheid, ja?« Nika lief trotzig ein paar Meter von Damaris fort. Ihre grüne Frisur wackelte im Takt ihrer Schritte.

Von der Stadt war nun nichts mehr zu sehen. Hier und da klafften im Boden riesige Löcher – dort, wo die Häuser und Straßen verschwunden waren. Da diese die Sicht nun nicht mehr behinderten, fielen plötzlich die zahlreichen Kühe auf, die überall herumstanden. Anscheinend hatte sie der Tumult nicht aufgeschreckt: Sie fraßen in aller Ruhe ihr Gras. Direkt vor den drei Besuchern bewegte sich eine Kuh auf den nächstliegenden Rand zu, knabberte noch schnell an einem Grashalm und hüpfte anschließend, ohne sichtbar gezögert zu haben, in das vor ihr liegende Loch. Ihr Schwanz war das Letzte, das verschwand.

Nika und Paru schauten Damaris mit großen Augen an. Das Mädchen hob entschuldigend die Schultern.

»Ich habe keine Ahnung, was da los ist.«

»Schauen wir mal nach!« Paru lief bis kurz vor das Loch und legte sich auf den Bauch. Vorsichtig tastete sie sich an den Rand vor. »Die Stadt ist noch da!«, verkündete sie. »Sie liegt nun ein paar Hundert Meter tiefer!«

Auch die Köpfe von Damaris und Nika schoben sich nun über den Abgrund. Die unter ihnen liegende Stadt war bläulich beleuchtet, die Straßen hoben sich hell von den dunklen Hochhäusern ab.

Damaris zeigte auf kleine Rasenstücke, die an den Wänden des riesigen Schachtes hinauf und hinunter fuhren. »Aufzüge! Das war somit gerade keine suizidgefährdete Kuh.«

Jeweils zwei bis drei Wiederkäuer befanden sich auf den Plattformen.

Nika drehte sich Damaris zu. »Die Kühe sind die Bewohner?«, fragte sie ungläubig.

Damaris verzog ihr Gesicht zu einem peinlich berührten Grinsen. Ihre Fantasie hatte sich wohl etwas verselbstständigt!

Noch eine Weile beobachteten die drei Besucherinnen das bunte Treiben unter ihnen, bevor sie sich von dem Anblick lösten und sich von dem Abgrund vor ihnen zurückzogen.

Paru wandte sich an Damaris: »Beeindruckend, wie schnell du Fortschritte machst. Das hätte ich nach Nikas Beschreibungen von dir nicht erwartet. Wollen wir eine kurze Pause einlegen?«

Damaris nickte stolz. Sie hatte mehr zustande gebracht, als sogar sie selbst erwartet hatte. Allerdings war sie tatsächlich etwas erschöpft und ein wenig Ruhe täte gut. Sie lächelte. Denn Ruhe und Erholung bedeutete in diesem Fall vermutlich, dass sie nicht mehr träumen, sondern aufwachen sollte. Eine verkehrte Welt!

»Dann gehen wir jetzt«, schlug Paru vor, wandte sich um – und sah sich einer grasenden Kuh gegenüber. Genüsslich zupfte das Tier an dem Gras und wedelte gemächlich mit dem Schwanz.

»Sind sie eigentlich gefährlich, Damaris?«, wollte Nika wissen.

»Soweit ich weiß, nicht.«

»Sicher hörst du dich nicht an«, beklagte sich die Zwelfe.

Langsam, Schritt für Schritt, umrundeten sie die Kuh. Diese kümmerte sich währenddessen nicht im Geringsten um die drei Fremden. Das sich vor ihr befindliche Gras nahm ihre gesamte Aufmerksamkeit in Anspruch.

»Da ...«, flüsterte Damaris warnend und zeigte mit dem Finger auf einen klein geratenen, schwarzen Stier, der fröhlich angetrabt kam. Hin und wieder machte er einen Luftsprung, scherte mal nach rechts, mal nach links aus. Er schien bester Laune zu sein – bis er die Besucherinnen entdeckte und schlagartig innehielt.

Der Stier sah die drei Besucherinnen an.

Die drei sahen den Stier an.

Als Damaris und die Zwelfen regungslos verharrten und des Stiers kritischen Blick standhielten, folgerte er daraus, dass sie ungefährlich seien. Schon hüpfte er weiter in Richtung der hinter ihnen grasenden Kuh. »'morgen Franz! Alles in Butter?«, fragte er heiter.

Damaris konnte es nicht glauben: Er konnte sprechen!

»Hi! Na klar, erste Sahne.«

Nika und Paru verdrehten die Augen. Damaris hob die Schultern: Es war ja nicht so, dass sie den Kühen die Worte in den Mund legen würde.

Franzi hob die Hufe zur Begrüßung, während der Stier fröhlich um sie herum hopste.

Nika verkniff sich ein Lachen. Gleichzeitig begannen Damaris und Paru leise zu kichern, was die beiden Tiere nun doch etwas mehr Aufmerksamkeit auf die Besucher richten ließ.

»Und ihr seid ...?«, fragte Franz.

»Oh, Entschuldigung!«, sagte Damaris, sich zusammenreißend. »Wir sind auf der Durchreise, wir wollten euch nicht stören. Wir waren nur interessiert, wie ihr geraten seid.«

Franzi schien für eine Kuh recht intelligent, denn sie kombinierte richtig und fragte mit erwachtem Interesse: »Ach! Du bist unsere Schöpferin?«

»Tja, irgendwie schon ...«, gab Damaris demütig zurück. »Offensichtlich noch in der Lernphase.«

»Ach, ich kann mich nicht beklagen. Andere haben's da viel schwerer«, antwortete Franz, und nickte bei diesen Worten unauffällig in Richtung des kleingerateneren Stiers.

Dieser bekam die Anspielung nicht mit, er war viel zu beschäftigt damit, ungeduldig trappelnd den Kopf mal zu Franz, mal zu Damaris zu wenden. Er schien sich unbedingt bemerkbar machen zu wollen.

Damaris sah ihn forschend an, während er sie mit den Augen nur so anflehte, etwas sagen zu dürfen.

»Ja?«, fragte Damaris schließlich, ihn erlösend.

»Darf ich? Kann ich das Wort an Eure Erlaucht richten? Klasse! Ich wollte nur schnell fragen – ohne die wunderbare Schaffung Eurer Hoheit kritisieren zu wollen, es ist großartig, könnte nicht besser sein, super! – Aber: Warum bin ich so klein?« Die Worte waren nur so aus dem Stier herausgesprudelt.

Damaris taxierte den Stier. Er ging ihr kaum bis zur Brust.

»Keine Ahnung. Ich habe dich nicht bewusst so geschaffen.«

»Besser so als gar nicht, oder?«, fügte sie ausweichend hinzu. »Ich bin halt ein wenig ausgelaut. Wir wollten gerade gehen.« Sie sah sich nach Paru um. »Wo lang eigentlich?«

»Entweder zurück zu dem vorhin benutzten Durchgang. Alternativ könntest du einfach direkt hier einen neuen kreieren. Sinnvoller wäre allerdings, du würdest mit einem weniger offensichtlichen Schlüssel arbeiten.«

»Einen Schlüssel?« Zum wiederholten Mal an diesem Tag zeigte sich Verwirrung auf Damaris' Gesicht. »Was für ein Schlüssel?«

»Nun, aus einem Traum kannst du nicht einfach so aussteigen«, erklärte Paru. »Es gibt bestimmte Regeln, die beachtet werden müssen. Eine davon lautet, dass es einen Ausgang benötigt, um aus einer Teilwelt wieder herauszukommen. Wenn diese zu einfach auffindbar sind – so wie die vorhin benutzte Luke – könnte jedes Wesen der jeweiligen Teilwelt, zum Beispiel Franzi hier, einfach durch die von dir benutzte Tür spazieren. Schon würde sie sich in deinem Eintrittsraum befinden. Du kannst dir zwar jedes Mal eine neue Pforte zu dem Eintrittsraum oder sonst wohin machen, aber um nicht dauernd Besuch zu bekommen, müsstest du sie anschließend wieder zerstören. So gesehen ist es besser, die Zugänge zu deinen Teilwelten weniger offensichtlich zu Gestalten. In der Regel nutzen die etwas geübteren Menschen unauffällige Symbole oder Gegenstände, die erst bei Berührung den Durchgang offenbaren. Wir nennen diese Symbole oder Gegenstände *Schlüssel*.«

Eigentlich interessierte Damaris zu diesem Zeitpunkt nur eines: »Muss das unbedingt heute sein? Das kann ich doch später üben.«

Paru, als Empfängerin des ungeduldigen Blickes, gab nach.

»Na schön, heute wollen wir es dabei belassen ... Aber nur, damit du das Prinzip verstehst: Du könntest zum Beispiel dein Kissen, das Nika vorhin

gestohlen hat, zum Schlüssel machen. Ein Kissen fällt anderen kaum auf und ist somit für viele nicht als Pforte identifizierbar.«

Damaris nickte. »Von mir aus.«

»Gut!«, sagte Paru und lachte. »Sehr symbolträchtig heute ... Das Kopfkissen kommt aus deinem Schlafzimmer, und es wird dich – über den Eintrittsraum – dorthin zurückbringen. Jetzt musst du es bloß noch kreieren.«

Kurz schloss Damaris die Augen und konzentrierte sich. »Dort vorne«, sagte sie und zeigte auf einen nahen Baum. Tatsächlich lehnte ein Kissen an dem Stamm. »Nun ... tschüss ...«, fügte sie in Richtung von Franzi und dem Stier hinzu und setzte sich in Bewegung.

Dem Stier schien die gemeinsam verbrachte Zeit noch nicht auszureichen. Er trabte hinter den Dreien her, während diese auf dem Weg zum Kissen über die Grasfläche liefen.

»Wo wollt ihr hin? Was habt ihr vor?«, fragte er. »Wollt ihr euch nicht ein wenig umsehen? Die Umgebung ist wunderschön! Mein Onkel Ferdinand hat immer gesagt, dass man sich mindestens das Sahnjoghu Gebäude angucken muss. Es ist das Höchste hier. Wobei, wenn ich's mir recht überlege, nicht unbedingt das Schönste ...« Er überlegte. »Das wäre dann wohl ... nee ..., oder doch? Nein, es muss das Käsino sein! Wusstet ihr eigentlich, dass ...«

»Könntest du bitte mal still sein?«, bat Damaris ihn unfreundlicher als beabsichtigt. »Wir versuchen einen sicheren Weg um die Löcher herum zu finden. Da müssen wir uns konzentrieren!« Eine Ausrede, aber sie konnte das Geschwafel einfach nicht länger ertragen.

»Ach so«, antwortete der Stier und blieb verdattert stehen. Allerdings nur kurz. Nur einen Moment später trabte er bereits wieder hinter ihnen her, dann neben ihnen, kurze Zeit später sogar vor ihnen. Er kannte sich hier gut aus, und so gab er den Weg durch das Labyrinth der Löcher vor.

Der Stier erreichte das Kissen vor allen anderen. In seiner Freude darüber, dass er nützlich gewesen war, stürzte er herbei, drückte seinen Kopf ungestüm in das Kissen und ließ eine Lobeshymne vom Stapel:

»So ein schönes Kissen! Ist klar, dass es einer Schöpferin gehören muss. Sie braucht eine weiche Kopfunterlage, damit sie schöne, neue Sachen fantasieren kann. Solche Dinge wie Bäume, Vögel, Häuser, Gras,

Wasserkocher, Zahnbürsten, Kleiderhänger, Taschenrechner, Bücher, Augentropfen, Radiergummi, Aufkleber, Fußabtreter, Tassen, Lineale, Eierwecker, Blumentöpfe, Fahrradlenk...«

»Wie kann man bloß so was Nerviges in die Welt setzen?«, unterbrach Nika kopfschüttelnd den Redeschwall. »War ich denn so ein Glücksgriff?«

Amüsiert sahen Damaris und Paru sich an.

Der Stier wich zwei Schritte zurück und schien dem Heulen näher als dem Lachen. »Ich wollte nur helfen«, sagte er entschuldigend.

»Dafür bedanken wir uns, aber du könntest auch schweigend helfen«, antwortete Damaris. »Und kein Gehüpf mehr. Einfach etwas normaler agieren; mehr wie ein normaler Stier.«

Er nickte mit zusammengekniffenen Lippen, und Damaris richtete ihren Blick auf das Kissen. Gerade als sie sich danach bücken wollte, ging der Stier dazwischen. Damaris' freundliche Verhalten hatte ihm Mut gemacht.

»Lass mich doch! Ich mache das gerne für dich. Ich hebe das für dich auf. Komm, du brauchst dich nicht zu bücken ...«

Damaris warf ihm einen gebieterischen Blick zu.

»Uhm ...«, meinte der Stier unsicher. »Muh ...«, sagte er leise und zupfte schuldbewusst an einem Grashalm.

Nika und Paru lachten laut auf und auch Damaris konnte sich ein Grinsen nicht verkneifen.

Dann bückte sie sich und hob das Kissen auf. Zwischen dem Boden und dem Kissen öffnete sich an dem Baum ein Durchgang in den bereits bekannten senkrechten Tunnel.

»Vielleicht sehen wir uns noch mal wieder«, verabschiedete Damaris sich von dem Stier und winkte Paru und Nika herbei.

»Ja, tschüss ...«, meinte Nika, und bemerkte dabei, dass sie den Namen des Stieres noch gar nicht kannte. Sie hielt inne.

»Wie heißt du eigentlich?«

Denkfalten bildeten sich auf seiner Stirn, als er über diese Frage nachdachte. »Weiß ich nicht?«, fragte er testend.

»Das kann doch nicht sein!«, sagte Paru. »Bist du sicher?«

Erneut legte der Stier die Stirn in Falten.

Um dem Stier weitere anstrengende Denkarbeit, und ihnen selbst Zeit zu sparen, wandte sich Paru nun an Damaris. »Er braucht einen Namen!«

Damaris überlegte kurz. Wie sollte ein Stier schon heißen? »Wie wäre es denn mit Bullie?«, schlug sie vor.

Nika und Paru sahen sich enttäuscht an.

»Sehr kreativ. Wir haben noch einiges vor uns«, klagte Nika, mit den anderen den Ausgang ansteuernd.

Kapitel 5: Der Junge

Während Damaris in ihrem Zimmer erfreuliche Träume durchlebte, ging in einem anderen Raum Unheimliches vor sich.

Ein Junge, dem Aussehen nach ein oder zwei Jahre älter als Damaris, lag in seinem Bett. Das Zimmer war so gut wie leer, steril und eintönig weiß. Bloß einige Karten auf einem kleinen Beistelltisch brachten ein wenig Farbe in den kahlen Raum. Es waren Geburtstagskarten; erst vor Kurzem war er ein Jahr älter geworden.

Neben dem Bett leuchtete eine Lampe, doch der Junge hatte die Augen geschlossen und schien tief und fest zu schlafen. Ein Monitor zeichnete seine gleichmäßigen Lebenszeichen auf.

Plötzlich zuckte der Arm des Jungen. Dann folgte das Bein, kurz darauf der Kopf. Schließlich wälzte sich der ganze Körper unruhig hin und her, das Bettgestell quietschte.

Alarmiert stürmte eine Frau in einem weißen Kittel in den Raum. Sorge zeigte sich in ihrem Gesicht. Dem Jungen näherkommend, sah sie durch die nicht vollständig geschlossenen Lider das Weiß der Augäpfel.

Beunruhigt ging sie Hilfe holen.

Eine längere Leseprobe dieses Buches gibt es unter:

www.yvesgoratstommel.com/romane/flimmernde-schatten/